



Wrocław  
POLITECHNIKA

BIBLIOTEKA GŁÓWNA

*Archiwum*

A 985 II  
~~III~~







# SCHLESISCHE MONATSHEFTE

---

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

---

Herausgeber: Kulturbund Schlesien  
Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau

8. Jahrgang



1931

---

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau 1

1930-1870



	Seite		Seite
Dr. Alfred Schellenberg: Das schlesische Kunst- handwerk der Gegenwart . . . . .	162	Prof. Friedrich Andrae: Berlin und Breslau . .	296
Dr. Ernst Scheyer: Ein Breslauer Innungshaus	173	— Ostlandfahrt der deutschen Hochschulen . .	455
— Kunstgewerbeberichte . . . . . 222, 310,	403	Prof. Dr. theol. Preisker: Religion und Volkstum, ein Durchblick durch die Geschichte der evan- gelischen Kirche Schlesiens . . . . .	297
— Adolf Dreßler und seine Schule schlesischer Landschaftsmalerei . . . . .	246	Bürgermeister Grieger: Kulturarbeit einer Klein- stadt . . . . .	338
— Anfänge der Fotografie in Schlesien . . . .	447	Freiherr von Reibnitz: Die schlesische Pelztier- zucht und ihre Bedeutung . . . . .	340
— Prof. Dr. Erwin Hintze † . . . . .	403	Kurt Siemers: Eine Reise durch Schlesien vor 100 Jahren . . . . .	353
Dr. Günther Grundmann: Rudolf Hacke . . . .	209	Professor Schneck: Schlesische Stammeskultur- arbeit . . . . .	359
Dr. Erika Tietze-Conrat: Die Neuordnung der Wiener Museen . . . . .	256	Stadtrat Dr. Elsner: Liegnitz und die Ostmark	370
Walter Dittmann: Aus dem Görlitzer Kunstleben	319	Prof. Arnold zum Winkel: Das mittelalterliche Liegnitz . . . . .	379
Prof. Dr. Patzack: Das romanische Portal der St. Maria-Magdalenen-Kirche in Breslau . . . .	347	Oberschulrat Dr. Tschersig: Vorwort zum Wahl- statt-Heft . . . . .	413
Direktor Selle: Der Wiener Maler Franz Alt in Liegnitz . . . . .	395	Studienrat Felix Taubitz: Ein Gedicht von der Tatternschlacht . . . . .	415
Studienassessor Dr. Arnold Wienicke: Wahl- stätten Architekturen . . . . .	424	Pater Beda Menzel: Das Kloster Wahlstatt unter den Äbten von Břevnov-Braunau . . . . .	419
Studienrat Dr. G. Münch: Die Ausstattung der Wahlstätten Kirche . . . . .	428	General Wilko von Karger: Erinnerungen an meine Kadettenjahre . . . . .	432
Dr. Rose Schwarz: Breslauer Barockaltäre . . .	488	Oberstudiendirektor Dr. Norbert Leineweber: Die Staatl. Bildungsanstalt Wahlstatt, Schle- siens große Heimschule . . . . .	436
Direktor Glaeser: Das schöne Schlesien . . . .	496	Oberstudiendirektor Stahr: Das Wahlstätten Heim	441
— Weihnachtskrippen . . . . .	514	Studienrat Hans Entzian: Wie sich die Staatl. Bildungsanstalt ihr Heimatsmuseum schuf . .	447
Hans Christoph Kaergel: In der Stadt des schle- sischen Barock . . . . .	382	Dr. Herbert Gruhn: Die historische Kommission für Schlesien . . . . .	485
Prof. dell'Antonio: Der Bildhauer Oswald Herzog	530	Prof. Dr. F. Landsberger: Gedanken zum Schle- siejahr 1932 . . . . .	463

## Kultur, Staat, Geschichte und Religion

Prof. Dr. Hermann Aubin: Kurze Charakteri- sierung Schlesiens . . . . .	2
Georg Lichey: Ein Schlesier durchreist die Welt	12
Prof. Dr. Eugen Kühnemann: Zu Wilhelm Bölsches 70. Geburtstag . . . . .	47
Dr. Ernst Scheyer: Karneval im alten Breslau .	64
Kurt Flemming: Was wir Jungen wollen . . .	94
Richard Hannemann: Bekenntnis . . . . .	96
Badura: Die junge Generation in der Politik . .	97
Bernhard Lindenau: Zur Jugendbewegung in Schlesien . . . . .	112
Wilhelm Bölsche: Wie ich Schlesier wurde . .	189
Prof. Dr. Ludolf Malten: Das siebente Jahr . .	197
Prof. Julius Schiff: Eberhard Gothein und der Breslauer Humboldtverein . . . . .	263

## Volkskunde

Dr. Bernhard Fischer: Isergebirgsleute . . . .	476
Lehrer Leo Mücke: Als ich noch der Bergschul- meister war . . . . .	525

## Prähistorie

Dr. Lothar Zotz: Schlesische Prachtkeramik der vorgeschichtlichen Zeit . . . . .	185
Dr. Fritz Geschwendt: Mittelsteinzeit, die erste nacheiszeitliche Kultur in Schlesien . . . .	277

	Seite		Seite
<b>Landschaft</b>		— Wirtschaftsberichte	42, 83, 133, 179, 225, 316, 356, 406, 456, 499, 538
T. Herwalt: Landschaftsstudien im Riesen- gebirge . . . . .	48	<b>Sport</b>	
Direktor Georg Hallama: Die Umgebung der Stadt Breslau . . . . .	202	Dr. Fritz Wenzel: Sportberichte	41, 82, 136, 226, 269, 361, 405, 501
Dr. R. Nitschke: Die Luge . . . . .	240	Direktor Georg Hallama: Die Aufgaben des schlesischen Eissports . . . . .	540
Dr. Lehmann: Am Schlesischen Meer . . . . .	335	<b>Schlesisches Himmelreich</b>	
Oberstudiendirektor Dr. Hans Zuchold: Die Liegnitzer Landschaft . . . . .	391	46, 92, 183, 230, 276, 322, 368, 412, 451, 503, 546	
<b>Wirtschaft</b>		<b>Jugend und Heimat</b>	
Syndikus Dr. Paeschke: Das Handwerk in Schlesien . . . . .	140	91, 229, 275, 321, 367, 545	
Martin Darge: Nach sechs Jahren Zollkrieg . . . . .	231		



# Schlesische Monatshefte

## Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 1

Januar 1931

Jahrgang VIII

### ZUM NEUEN JAHRGANG!

Wenn wir in diesen gewiß schwersten Zeiten, die unsere Provinz jemals durchlebt hat, einen neuen Jahrgang der Schlesischen Monatshefte — nun schon den achten — beginnen können, so ist das gewiß ein Zeichen dafür, wie vielen diese Zeitschrift zum Bedürfnis geworden ist. Sie finden, wie uns immer wieder geschrieben wird, einen Trost darin, diesen Heften zu entnehmen, wie unerschöpflich reich an Schätzen von Natur und Kunst Schlesien ist. Dies zu beweisen: dem Schlesier selbst zur Stärkung seiner Heimatliebe in einer Grenzmark, dem Nichtschlesier zur besseren Kenntnis einer Provinz, die er wegen ihrer Ferne oft ungerecht beurteilt, dazu sind die Schlesischen Monatshefte gegründet worden, an diesem Programm werden sie weiter festhalten. Wie sie sich niemals als Heimatzeitschrift im Sinne des engen Winkels betrachtet haben, der sich vorder Außenwelt sorgsam abschließt, so haben sie auch der viel lockenderen Versuchung widerstanden, ihren Rahmen zu sprengen und eine allgemeindeutsche Zeitschrift zu werden. Sie wollen weiter eine schlesische Zeitschrift sein, Dokument für die Gegenwart und Zukunft von dem reichen Leben und dem einheitlichen Stammescharakter einer Provinz.

Aber sie wollen auch nicht, wie ihnen oft geraten wurde, nur das zeitgenössische Leben spiegeln. Wer für Schlesien eintreten will, der muß seine große Vergangenheit, muß seine schönen alten Städte vor Augen führen. Der muß freilich ebenso diesen Städten Anregungen geben, ihre neuen Schöpfungen nicht aus einer mißverstandenen Pietät heraus „stilgerecht“ dem Alten anzuzähneln, sondern die eigene Zeit so kräftig sprechen zu lassen, wie es die früheren Epochen getan haben.

Wir wollen der Jugend helfen — ihren Schriftstellern, ihren bildenden Künstlern, ihren Komponisten — zu Anerkennung und damit auch zu wirtschaftlicher Geltung zu kommen; wie oft haben wir gehört, daß ein Künstler ein Kunstwerk verkaufen konnte, nachdem er in diesen Blättern durch einen Aufsatz gewürdigt wurde.

Zum Schluß wollen wir allen Freunden der Monatshefte danken: den Abonnenten, die ihnen auch in diesen Zeiten der Einschränkungen ihre Anhänglichkeit bewahrt haben, den Vereinen, die sich ihnen mit ihren Mitgliedern angeschlossen und sie zu ihrem Mitteilungsblatte erwählt haben, den Behörden, die es der Zeitschrift ermöglicht haben, einen solchen Umfang, ein so würdiges Gewand, eine so ausgedehnte Bebilderung zu erhalten, ohne die Bezieher mit einem allzu hohen Abonnementspreise belasten zu müssen.

**DIE SCHLESISCHEN MONATSHEFTE**  
STREIT LANDSBERGER

# KURZE CHARAKTERISIERUNG SCHLESIENS

VON PROFESSOR Dr. HERMANN AUBIN

**In einer Vortragsreihe des Berliner Rundfunks „Deutsche Landschaften“ hat Professor Aubin, der Historiker an der Breslauer Universität, über Schlesien gesprochen. Seine Ausführungen, die uns der Vortragende freundlichst zur Verfügung gestellt hat, werden auch in Schlesien selbst großes Interesse erregen.**

Wenn ich hier von Schlesien spreche, so meine ich damit Ober- und Niederschlesien zusammen. Über die vor wenigen Jahren erst vollzogene Zerlegung in zwei Provinzen sehen wir hinweg, und auch das an Polen verlorene Gebiet spielt naturgemäß in die Schilderung selbst der heutigen schlesischen Zustände stets hinein; denn es hat ein gutes Teil mitgeholfen, diese Zustände zu schaffen. Wir erinnern uns noch, daß Schlesien vor 200 Jahren Stücke bei Österreich gelassen hat, welche ohne Zweifel am Schlesiertum teilhaben, und daß es vor 100 Jahren die östliche Oberlausitz aufgenommen hat, welche ihren eigenen Charakter besitzt. Von solchen Randverschiebungen abgesehen ist Schlesien indessen als ziemlich feststehende Größe durch die Jahrhunderte gekommen.

Das verdankt es zum Teil seinem natürlichen Zusammenhang. Schlesien ist die Landschaft der Oder von deren Ursprung bis dorthin, wo sich abwärts Glogau ein Wald-, Sumpf- und Heidegürtel — einst noch geschlossener als heute — querlegt. Nach Südwest bildet der große, parallel zur Oder streichende Gebirgswall eine natürliche Marke. Nach Nordosten und Osten ist die Flanke Schlesiens allerdings offener. Hier hat die staatliche Grenze seinen Umfang bestimmt. Wenn man heute fragen kann, was genau unter Schlesien zu verstehen ist, so gibt es für niemanden, der das Wort Schlesien hört, darüber einen Zweifel, daß es sich um eine Landschaft des deutschen Ostens handelt. Und damit steigt sogleich ein sehr bestimmtes Bild des Landes auf. Ostdeutschland, das bedeutet uns Weiten und Ebenen, mit dünner Besiedelung, mit slawischen Einschüssen in der Bevölkerung und Orten auf -itz und -witz; bedeutet Kolonialland mit der steten Wiederkehr schematisch angelegter Dörfer und nach dem Lineal aufgemessener Städte; bedeutet Backsteingotik, Jungland mit bescheidener Kulturentwicklung, ferne von den alten Kulturschätzen jenseits des Rheins und der Alpen; bedeutet agrarische Provinz mit starkem Großgrundbesitz auf meist wenig ergiebigen Böden und jener sozialen Schichtung, welche sich im Besonderen an das Wort Ostelbien knüpft: Vorherrschendes Junkertum, eine Bauernschaft, die erst seit drei Generationen zur Selbständigkeit gelangt ist, geringe Entwicklung des Bürgertums in spärlichen Kreisstädten bei schwacher Industrie; Stadt und Land noch scharfe Gegensätze, und das Land durch Abwanderung nach dem Westen langsam Bevölkerung verlierend. Es herrschen die strenge preußische Zucht und die exakte Verwaltung, der Protestantismus in der Gestalt des Luthertums, Berlin als angestrebtes Vorbild der Lebensformen. Der Osten, das bedeutet heute Wirkungsbereich der Agrarkrise, bedeutet vor allem Grenzland unseres Volkes gegen die so fremde Welt der Slawen und anderer Nachbarn.

In der Tat trifft das alles bei Schlesien zu. Die Doppelprovinz ist noch heute eine der größten Preußens. Vor den Verlusten von 1921 war sie die größte. Damals stand Schlesien an Fläche allein hinter Bayern zurück. An Bevölkerung aber rangierte es erst an dritter, heute gar an fünfter Stelle, wird von Rheinland und Bayern weit hinter sich gelassen und auch von

Westfalen und Sachsen noch übertroffen. Daher liegt seine Bevölkerungsdichte unter dem Durchschnitt des Reiches und Preußens.

Der größte Teil Schlesiens ist eben. Im Westen wie im Osten werden noch weite Strecken von Wald und Heide bedeckt.

In der Bevölkerung haben sich die deutschen Kolonisten mit slawischen Vorbewohnern gemischt, und 1925 sprachen in Oberschlesien noch 28 % außer dem Deutschen auch das slawische Idiom als Muttersprache und 11 % das Slawische allein.

Die Dörfer zeigen meist regelmäßige Anlage und die Stadtpläne lassen sich auf wenige Typenformen zurückführen. Die Backsteingotik ist da, und es fehlt ihrer kolonialen Nüchternheit sogar jener feinere Ziertrieb, der die Kirchen und Rathäuser selbst kleiner märkischer Städte noch freundlich umspielt.

Von allen Wirtschaftszweigen steht in ganz Schlesien die Land- und Forstwirtschaft nach der Zahl der Erwerbstätigen voran. Dieser Landwirtschaft geben die Großbetriebe ihren Charakter. Wenn viele derselben seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts auch in bürgerliche Hände übergegangen sind, so sitzen die Nachkommen der Adelsfamilien doch noch in großer Zahl auf ihren Gütern, und die neuen Besitzer haben sich ihnen sozial eng angeschlossen. Die meisten Städte sind nichts als die Markt- und Amtsmittelpunkte ihrer engsten landwirtschaftlichen Umgebung und viele Kreise weisen kaum eine andere Industrie auf, als die auf der Landwirtschaft aufgebauten der Brennerei, Brauerei, Ziegelei, Zuckerfabrikation. Der Wanderzug vom Lande weg ist offenkundig. Von 1910—1925 betrug der Wanderverlust fast 200 000 Menschen. Schlesien ist eine der sogenannten altpreußischen Provinzen und mit diesem Staate durch die Erinnerung an schwerste, aber glücklich durchkämpfte Notzeiten innig verbunden. Es verleugnet nicht den Einfluß des spezifisch preußischen Wesens und den von Berlin insbesondere. Von der Agrarkrisis ist es so stark befallen, daß es darum kämpft, zur Gänze als Notstandsgebiet anerkannt zu werden.

In allen diesen Zügen ist Schlesien ein Teil Ostdeutschlands, Ostelbiens, diese Züge sind auch charakteristisch im Bilde des Landes. Aber mit ihnen allein hat man dessen Wesen noch keineswegs erfaßt. Sie stellen, um mit dem schlesischen Weber zu sprechen, die Kette dar. Dahinein ist ein Schuß aus ganz anderen, aus Fäden gewoben, die sonst im Osten selten oder ganz unbekannt sind, und erst diese Mischung ergibt die Eigenart Schlesiens. Schon die Landschaft ist ja nicht nur Ebene. Schlesien hat sein Gebirge, und nicht nur irgend ein Gebirge sondern eines von Charakter und Bedeutung. Der ganze Südwesten wird davon eingenommen. In langen ruhigen Linien streichen seine Ketten dahin, dichte dunkle Waldmassen steigen an ihren Flanken empor, die Kämme aber ragen kahl darüber hinaus und fürchterlich kann über sie der Sturm hinwegrasen. Nicht allein durch die Höhenzahl der Schneekoppe steht das schlesische Gebirge allen deutschen Mittelgebirgen voran, sondern keines von ihnen erweckt im Menschen so mächtige Empfindungen wie die einfache wahre Größe der Riesenberge. Alte, weitberühmte Sagen lassen den Schauer ahnen, den die Welt Rübezahls in die Seelen früherer Jahrhunderte senkte, und bis zum heutigen Tage haben gepriesene Dichter und große Maler von dem tiefen Eindruck dieser Natur Zeugnis abgelegt. Nicht später als die Alpen sind die schlesischen Berge ein europäisches Reiseziel geworden.

**Renée Sintenis: Kniendes Reh (1930)**



**Aus der Ausstellung der Künstlerin  
in der Galerie Flechtheim (Berlin)**

Für ganz Ostdeutschland bieten sie als erste die erholende Bergfrische dar, und bis weit nach Rußland hinein haben seine Lungenheilstätten Segen gespendet, die in Görbersdorf früher als in Davos erstanden sind. Für die Wirtschaft des Landes bedeutet der Fremdenverkehr, den die schlesischen Berge angezogen haben, einen wichtigen Aktivposten. Er ist dem Landes- teil vorzüglich zugute gekommen, dessen Einwohner vordem besonders hart um ihr Brot ringen mußten. Der kernige Menschenschlag aber, den das Gebirge geformt hat, bildet ein besonderes Element im Schlesiertum, das dem Osten sonst fremd ist.

Weiter: die Ebene Schlesiens ist keine Sandbüchse. Ein Schwarzerdegebiet von höchster Fruchtbarkeit, die weite mittelschlesische Ackerebene, stellt das Herzstück des Landes dar und findet im Süden von Oberschlesien seine Fortsetzung.

Diese vorzüglichen Böden und der gute Zugang auf der „Hohen Straße“ von Leipzig her über Görlitz und Liegnitz sind wichtige Gründe dafür, daß die deutschen Kolonisten des Mittelalters so zahlreich ins Land gekommen und so weit in Massen nach Osten vorgedrungen sind, wie sonst nur noch auf der Flußstraße der Donau und der Meeresstraße der Ostsee. Auf diesen Böden war es auch, wo sie sich zuerst mit den Slawen mischten und

zuerst die Slawen eingedeutscht wurden. Indessen haben sich die Deutschen auch nicht gescheut, den von den Slawen kaum noch in Angriff genommenen Waldgebieten Ackerland abzugewinnen und höher das Gebirge hinaufzusteigen. Damit sind weite Gebiete rein deutscher Besiedelung entstanden. Sie grüßen uns vertraut durch ihre deutschen Ortsnamen. Sie haben dem Deutschtum des Landes vom Beginn der Kolonisation an eine breite Basis kompakter Flächen gegeben und ihm in der Folgezeit ein Sammelbecken von Menschenmengen und kräftigem Menschentum geboten.

Unter den Kolonisten hat es nicht an Niederdeutschen gefehlt. Doch herrschten sie nicht vor, wie im übrigen Ostelbien. Die Einwanderer entstammten in der Hauptsache mitteldeutschen Landschaften, Hessen, Thüringen, der Mark Meißen. Ins südliche Oberschlesien mag auch bayrisch-österreichisches Volkstum durch die mährische Pforte eingedrungen sein. Daher trägt die Sprache des Schlesiens im Gegensatz zum Plattdeutschen den weicheren Ton der mitteldeutschen Mundarten. Daß der Volkscharakter außerdem durch den slawischen Einschlag mitbestimmt worden ist, wird man nicht abweisen wollen. Festzustellen aber, welche Züge er daher bekommen hat, ist sehr schwer. Denn ihn bildet nicht allein die Blutmischung, sondern nicht minder auch die Geschichte. Als Beispiel: Der Schlesier besitzt erkennbar eine Disposition zum Ertragen und Dulden. Man hat sie als slawisches Erbgut angesprochen. Doch findet sie sich ebenso in den Gebirgsstrichen, deren rein deutsche Bevölkerung keinem Zweifel unterliegt. Daher erinnert man sich, um diese Eigenschaft zu erklären, des Schicksals, das dieses Volk durchgemacht hat. Nichts verbindet ja Schlesien so stark mit dem übrigen Ostelbien, als daß es auch seit dem Ausgang des Mittelalters die Entwicklung durchlaufen hat, welche den Adeligen in den alles vermögenden Herren und das Landvolk in arme, oft bettelarme, gedrückte, manchmal hündisch demütige Erbuntertanen verwandelt hat. In den Gebirgsgegenden war es statt des Druckes der Menschen mehr der Druck der kärglichen Natur, welcher das gemeine Volk niederhielt und nicht nur genügsam, sondern auch stilleidend machte. Ich will da nicht weiter fragen, ob die inneren Widersprüche im schlesischen Wesen, wie die Nüchternheit hier und der Hang zu mystischer Schwärmerei dort, wirklich der Mischung von Nationalveranlagungen entstammen, und ob der mystische Zug slawischer Herkunft sei. Man hat auch ihn schon ganz anders erklärt, und wir begnügen uns, mit den angeführten Seiten, wenn wir noch ein freundliches Gemüt und tätigen Arbeitssinn hinzunehmen, die hervorstechendsten Seiten des Schlesiertums bezeichnet zu haben, soweit solche allgemeine Charakterisierungen eben zutreffen. Nur soviel kann man über den Einfluß des Slawentums mit Sicherheit sagen, daß das Beispiel des von Anfang an schlecht gestellten slawischen Landvolks für die Entwicklung des deutschen Bauernstandes verderblich gewesen ist, der einst als ein freier ins Land gekommen war. Sehe ich recht, so hat allerdings innerhalb der ostelbischen Bedrückung und Demut der schlesische Bauer immer noch vergleichsweise Selbständigkeit und Rückgrat behauptet. Mit Bestimmtheit kann eine andere Eigenart Schlesiens innerhalb der ostelbischen Agrarzustände bezeichnet werden, daß nämlich viele seiner Gutsherren nicht einfache Junker vorstellen. Schlesien weist eine erhebliche Zahl großer, zum Teil enormer Standesherrschaften auf, die sonst in Ostdeutschland selten sind, dagegen in Böhmen und Mähren wiederkehren. Am Anfang des 20. Jahrhunderts gehörte über ein Viertel des Kernes von Oberschlesien sieben

Besitzern. Diese Standesherrschaften verfügten einst über noch weitergehende Rechte und Machtmittel als das bloße Rittergut, sie verfügen heute noch, diese Prinzen Hohenlohe, Fürsten Pleß, Hatzfeld und Henkel-Donnersmark, Grafen Schaffgotsch, Frankenberg und andere über eine außerordentliche Konzentration und Vielseitigkeit der wirtschaftlichen Kräfte: Neben Ackerland, Wiesen und Wäldern über Wasserkräfte, Steinbrüche, Erze, Kohlen, Hütten und Industrierwerke. Aber indem wir solche nennen, berühren wir schon eine noch auffallendere Sonderheit Schlesiens. Mehr als durch die angedeutete Schattierung der landwirtschaftlichen Verhältnisse hebt es sich in Ostdeutschland dadurch heraus, daß zur Landwirtschaft eine bedeutende Entwicklung des Handels und der Industrie hinzugekommen ist. Die Zahl der in Industrie und Handwerk Erwerbstätigen hatte 1907 die in Land- und Forstwirtschaft gezählten mit 45,0 % zu 44,5 % überholt und auch nach dem Verlust gerade des wichtigsten Industriegebietes kommt sie noch (1925) in den beiden preußischen Provinzen zusammen dieser Zahl fast gleich, für Niederschlesien allein berechnet steht sie immer noch höher. Handel und Verkehr aber nehmen immerhin in Niederschlesien 14,6 % und in Oberschlesien 11,9 % aller Erwerbstätigen in Anspruch. Das sind Größenverhältnisse, mit denen Schlesien aus der Reihe der ostelbischen Länder und Provinzen herausfällt. Mit seiner landwirtschaftlichen Bevölkerung bleibt es z. T. stark hinter ihnen zurück, mit der industriellen oder in Handel und Verkehr tätigen aber geht es ihnen, wenn Berlin ausgeschieden wird, voran. Wenn es noch unter dem preußischen- und Reichsdurchschnitt steht, so doch fast auf der Höhe mancher süd- und westdeutscher Landschaften. Die Handelsbedeutung Schlesiens ist alt. Die aus Deutschland über Breslau führenden Straßen waren stets die wichtigsten des Landhandels nach Osteuropa. Durch die Lage im Schnittpunkt von West-Ost und Nord-Südlinien ist Breslau zu einem Ausfalltor der deutschen Wirtschaft vorbestimmt. Wieweit diese Gunst seiner Lage fruchtbar geworden ist, hat allerdings immer von dem Maße abgehangen, in welchem der weitere Osten in sich befriedet und für die Deutschen zugänglich gewesen ist. Indem aber im späteren Mittelalter und wieder im 19. Jahrhundert Perioden besonders günstiger Konjunktur eingetreten sind, ist in Schlesien in der Gestalt Breslaus eine Großstadt erwachsen von einem Umfange — heute 610 000 Einwohner — der in Altdeutschland kaum überschritten, in Ostdeutschland, die Reichshauptstadt natürlich ausgeschlossen, überhaupt nicht mehr angetroffen wird.

Auch der Bergbau ist sehr alt. Er lockte schon im 13. Jahrhundert deutsche Knappen ins Land. Um Goldberg und sonst im Gebirge wurde auf Edelmetall gegraben. Ehe der Bergbau aber in die Entwicklungsphase eintrat, welche zu seiner heutigen Ausdehnung führte, erschien das Großgewerbe auf dem Plan. Heute noch besitzt Schlesien aus dieser geschichtlichen Entwicklung seine Glas- und Textilindustrie. Die Glashütten wurden namentlich von den Herrschaftsbesitzern zur Ausnützung des Holzreichtums als Brennholz angelegt. Die Textilindustrie ist aus dem Verlag von Haus-Leinewebern hervorgegangen, als welche sich namentlich die Gebirgsbevölkerung ein Fortkommen suchte. Es war kümmerlich genug. Der Weberaufstand von 1847 und wieder Gerhart Hauptmanns Weber haben die Aufmerksamkeit auf das Elend der Hausindustrie im Eulengebirge und Waldenburgischen gelenkt. Langenbielau und Landeshut sind heute noch die Zentren dieser maschinell gewordenen Leinenindustrie, die in Deutschland den ersten Platz behauptet.

Wenn aber sie es einst war, welche Schlesiens Namen bis nach Übersee verbreitete, so ist sie darin heute abgelöst durch Bergbau und Hüttenwesen und die darauf aufgebaute Industrie. Nah benachbart dem Textilgebiet hat sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Waldenburger Steinkohlenrevier stärker zu entwickeln begonnen. Noch vor der Wende dieses Jahrhunderts jedoch sah es sich von Oberschlesien überholt. Denn hier wurde unter dem stärksten Antrieb der preußischen Staatswirtschaft neues Leben im wahren Sinne des Wortes aus dem Boden gestampft. Hier lagen Bleierze, die höchst seltenen Zinkerze und die für das Maschinenzeitalter so wichtigen Eisenerze mit der Steinkohle beisammen. Oberschlesien hat damit von der Natur eine Ausstattung bekommen, welche die Voraussetzungen vereinigte, die für die moderne Wirtschaftsentwicklung ausschlaggebend werden sollten. Es steht damit in Ostdeutschland einzig da. Die Arbeit von wenig mehr als einem Jahrhundert hat auf dieser Grundlage die Landschaft völlig umgestaltet. In den Waldgründen an der äußersten Grenze ist ein Industriegebiet entstanden, das in allen seinen Erscheinungen den großen des westlichen Deutschlands und Europas an die Seite zu stellen ist. 1913 machte seine Kohlenförderung mit 40 Millionen Tonnen 23 % der gesamten deutschen aus. Eine außerordentliche Bevölkerungsvermehrung, ja Menschenballung ist eingetreten, Städte, die z. T. Großstädte darstellen, sind in engster Zusammendrängung erwachsen. Der agrarische Osten ist hier umgestürzt, statt der Dörfer sieht man Arbeiterkolonien sich weithin ausdehnen, die Natur selbst verschwindet streckenweise gänzlich unter den Abraumhalden und den Bauten von Menschenhand. Daß diese typische Industrielandschaft mitten hineingebettet ist in ein Agrargebiet von Großbesitzen noch feudaler Struktur, macht Oberschlesien zu einem Unikum in ganz Europa. Wie stark die neuzeitliche Entwicklung dieses Reviers den Ort bestimmt hat, den Schlesien innerhalb der deutschen Landschaften einnimmt, zeigen die Zahlen der Statistik. Vor den Gebietsabtretungen von 1921 lag die Bevölkerungsdichte Schlesiens mit 129,6 über dem Reichsdurchschnitt von 120. Heute ist sie darunter gesunken. Oberschlesien für sich allein hält aber den Posten noch mit 142 gegen 134. Vergleichen wir damit typische Agrarprovinzen: wie weit steht Brandenburg mit 66, Pommern mit 62, Ostpreußen mit knapp 61 dahinter zurück! Für die genannten Industrien ist es bezeichnend, daß sie alle aus der Verwertung der natürlichen Ausstattung des Landes hervorgegangen sind. Im Vergleich mit ihnen spielen eine geringe Rolle nur jene Zweige, die anderwärts das Vorhandensein geschulter Arbeitskräfte, kapitalkräftiges Unternehmertum oder günstige Verkehrslage gefördert hat. Nur in der Hauptstadt Breslau hat sich eine Maschinenindustrie von Rang entwickelt und dann die Kleiderkonfektion einen Hauptposten errichtet. Die Mehrzahl der in Deutschland getragenen Mäntel ist in Breslau gefertigt. Diese Konfektion aber beruht, um es mit den Worten von I. Partsch zu sagen, vornehmlich auf der „Arbeitswilligkeit und Genügsamkeit eines Heeres von Arbeiterinnen, dessen Vorhandensein allein schon daran erinnert, daß Breslau, im großen genommen, doch keine reiche Stadt ist, sondern eine Stadt mühevoller, um bescheidenen Lohn ernst ringender Arbeit“. Fügen wir rasch hinzu, daß in „Preußen . . . im Jahre 1900 neben Berlin Breslau die höchste Zahl der übervölkerten Wohnungen . . . die meisten Häuser mit sechs oder mehr Stockwerken“ hatte. In allen diesen Zügen tritt doch wieder der Charakter Schlesiens als eines Junglandes hervor, so sehr es auch mit anderen dessen agrarischen Normaltypus durchbricht. Schlesien nimmt

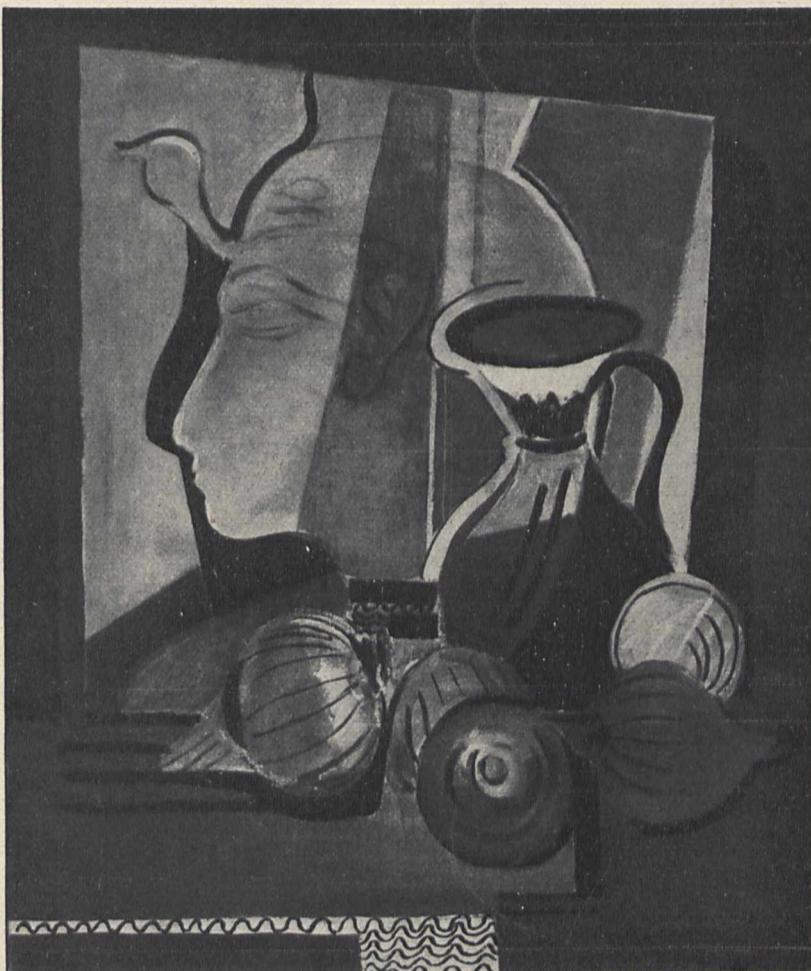
derart erkennbar eine Mittelstellung innerhalb der deutschen Landschaften ein. Und diese Beobachtung wiederholt sich noch auf manchen Gebieten. Die geographische Lage Schlesiens im mittleren Osten hat das vorgebildet, das geschichtliche Schicksal die Anlagen weiter ausgeprägt. Schon im Mittelalter überschritten sich die Einflüsse: Die Städte waren mit dem Recht von Magdeburg ausgestattet und holten sich dort Rat, das Land aber stand unter der Krone Böhmens und wurde von dort her gelenkt. Über Prag und später Leipzig griff der oberdeutsche und mitteldeutsche Handel herein, aber Breslau war zugleich Hansestadt. Seine gotischen Kirchen weisen auch Stil und Bagedanken des Hansegebiets auf, darin aber sind Bilder des Sachsen Lucas Cranach und Grabplatten des Nürnberger Erzgießers Peter Vischer zu sehen. In der Neuzeit klärte sich das Gegen- und Durcheinander äußerlich ab. Das Land wurde immer eindeutiger in den Zusammenhang der habsburgischen Besitzungen eingeordnet, denen es nun politisch zugehörte. Sein äußeres Bild empfing damals eine Prägung, die ihm bis heute dauernde eindrucksvolle Züge gegeben hat. Von Prag und dann von Wien her wurde es überschüttet mit dem reichen Glanz des süddeutschen, ja südländischen Barock. Wenn dessen Formen auch unter den einheimischen Händen oft vergrößert oder ernüchert wurden, so goß es doch über Schlesien etwas von der warmen sinnlicheren Stimmung der katholischen Landschaften aus. Auch wirtschaftlich wurde es immer enger in das System Österreichs hineingezogen, das seiner Industrie und seinem Handel nach Südosten hin weite Räume öffnete. Um 1700 sandte Schlesien seine Leinwand über die Adria in die Welt.

Und dann kam der gewaltsame Umschwung von 1740. Das Land wurde der in hundert Belangen so gegensätzlichen preußischen Monarchie einverleibt. Statt der Sinnenfreude wurde ihm Zucht und Haltung und geistige Bewußtheit geboten. Politisch mußte es sich von Wien auf Potsdam, wirtschaftlich von Triest auf Hamburg umstellen. Mit starken Fäden blieb es noch lange an Österreich geknüpft. Dann löste mehr und mehr das gemeinsame Erleben mit dem zur Großmacht heranwachsenden Preußen das Zusammengehörigkeitsbewußtsein mit Österreich ab. Ein bisschen österreichische Luft schwebt noch heute über dem Land. Nähegefühle blieben erhalten, und der Doppeladler schaut als deren Symbol aus Wappen und Emblemen herab. Aber nachdem gemeinsam die Unglücksjahre von 1806 und 1807 und die Siege von 1813—15 durchgekämpft worden waren, war Schlesien endgültig und fest an Preußen gekettet. Es unterlag nun immer mehr dessen Einflüssen.

In geschichtlicher Abfolge treten uns derart die beiden Lebenskreise des Südens und Nordens gegenüber, die sich vorher in Schlesien überschritten hatten und auch heute noch in ihm überschneiden. In Wahrheit hatte Schlesien auch in der Zwischenzeit niemals nur dem einen angehört. Ja, gerade in der österreichischen Periode hatten Norden und Süden ganz buchstäblich um die Seele des Schlesiens gerungen: als Protestantismus und Katholizismus. Dem siegreichen Vorsturm der Wittenberger Reformation ist, von Wien und Rom her angetrieben, die Gegenreformation gefolgt. Bis ein gewisses Gleichgewicht der Bekenntnisse in rechtlich kunstvoll gesicherten Stellungen erreicht war und das schlesische Volk, das seinem Wesen nach nicht unduldsam ist, in engem Zusammenwohnen mit den Andersgläubigen auch zu religiöser Duldung erzog. In den altpreussischen Provinzen aber ist eine so starke, geschlossene katholische Bevölkerung, wie sie Schlesien als Erlebnis dieser Geschichte besitzt, eine Sondererscheinung.

Auch der Staat, der österreichische wie der preußische, hat an Schlesien zuerst Duldung zu üben lernen müssen. Die Universität Breslau ist 1811 als erste in Deutschland und wohl auch in der Welt mit zwei theologischen Fakultäten in schvesterlichem Nebeneinander eingerichtet worden. Der Katholizismus weiter Schichten und maßgebender Kreise bildet noch heute die breiteste Kulturbrücke, die von Schlesien nach Süddeutschland führt. So ist Schlesien nicht nur auch auf dem konfessionellen Gebiete eine Zwischenlandschaft, sondern es hat wichtige Mittleraufgaben zwischen dem Norden und Süden zu erfüllen gehabt und noch zu betreuen. Die beiden Bekenntnisse halten sich in ganz Schlesien fast die Waage, mit einem kleinen Mehr an Protestanten. Die Verwaltungstrennung hat daraus eine ganz überwiegend katholische Provinz Oberschlesien herausgehoben, in der 88,5% Katholiken nur 10,5% Evangelischen gegenüberstehen. Welches Gebiet man auch abschreiten mag, immer wieder stößt man auf Merkmale des Schlesierlandes, welche ihm trotz aller Gemeinsamkeit mit Ostdeutschland darin doch eine Sonderstellung anweisen. Nur in einem ist es ganz das, was uns bei dem Wort vom deutschen Osten vorschwebt: Es ist Grenzland ohne Ausnahme.

**Oskar Moll:**  
**Grau und Braun (1930)**



Wie alle östlichen Provinzen unseres Staates blutet Schlesien von den Verstümmelungen, welche ihm durch die Abreißung wertvollster, innig verwachsener Teile zugefügt wurden. Man weiß, was Oberschlesien verloren hat:

900 000 Einwohner,  
95 % seiner Kohlenvorräte,  
 $\frac{4}{5}$  der jährlichen Kohlenproduktion,  
alle Eisenerzvorkommen und alle Eisengruben,  
über  $\frac{2}{3}$  der Roheisenproduktion,  
fast  $\frac{2}{3}$  der Eisenindustrie,  
den größten Teil der Zink- und Bleierzgruben,  
alle Zinkhütten.

Ein gigantischer Verlust, dessen Einfluß auf das Leben des ganzen Landes noch immer nicht genügend realisiert wird.

Die heutige Grenzziehung im einzelnen ist dabei so geführt, daß überall die Nerven der Wirtschaft, bis zu den feinsten hinab, zerschnitten sind.

Die Grenzföhrung im ganzen aber macht Schlesien zu einem Grenzland nach zwei Seiten. Das weite Vorstoßen der deutschen Kolonisten, von dem ich sprach, hat das deutsche Schlesien wie einen Keil zwischen das Tschechen- und Polentum hineingetrieben. Nur auf schmalen Streifen hängt es mit dem übrigen Deutschland zusammen. Es wird durch das Slawentum fast abgeschnürt. Selbst in der Luft fürchtet es heute durch die neuen Großsender von Prag und Warschau überfunk zu werden.

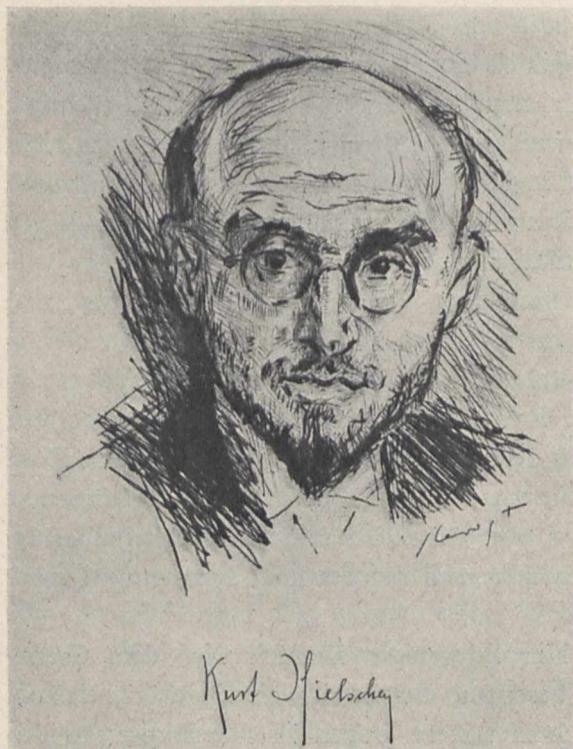
Der Druck dieser staats- und volkspolitischen Lage macht sich vornehmlich bei der Wirtschaft aufs empfindlichste fühlbar. Mehr als andere Teile Deutschlands bekommt Schlesien die Verschüttung Osteuropas durch Krieg und Nachkrieg zu spüren, da es auf die Pflege des dortigen Marktes angewiesen ist. Wenn seine Wirtschaft heute versucht, Ersatz für die im Außenhandel erlittenen Verluste in Innerdeutschland zu finden, so stößt sie auf die besser gerüstete und näher sitzende Wirtschaft Binnendeutschlands, die ihr den Eintritt verwehrt. Die schlechten Verkehrsbedingungen, namentlich der ungenügende Ausbau der Oderwasserstraße, machen sich dabei bitter geltend. So sieht sich Schlesien täglich von neuem an seine Außenlage erinnert.

Die Wirtschaftsnöte sind aber nur die augenfälligsten Folgeerscheinungen des Grenzlandschicksals. Auch die ganze kulturelle Situation Schlesiens wird schon von diesem beherrscht. Es handelt sich aber nicht um eine Grenze, an welcher selbst über die größten kriegerischen Auseinandersetzungen hinüber ein dauerndes Geben und Nehmen die Völker hüben und drüben bereichert, sondern es handelt sich um Grenzlage plus Ostelbien! Und das heißt: Weit entfernt von den Kulturmittelpunkten unseres alten Kontinentes, Ländern benachbart, denen gegenüber wir fast ausschließlich die Gebenden sind, das Land selber aber noch wenig mit Kultureinrichtungen ausgestattet. Dieses östliche Grenzland ist kein Ziel! Nicht für die Binnendeutschen, nicht einmal für die Grenzlandsbewohner selber! Es ist lediglich Stätte des Daseins und des Aushaltens. Fast alle Gedanken, die nicht einfach dem Lebenskampf auf diesem Boden gelten oder unmittelbar vom Heimatsgefühl eingegeben sind, gehen gänzlich

einseitig nach dem reicheren, anziehenderen Süden und Westen. Man darf die Heimatliebe des Schlesiens wahrlich nicht unterschätzen. Sie gilt als einer seiner ausgesprochensten Wesenszüge. Das am härtesten umkämpfte Oberschlesien pflegt mit schönem Stolz und tüchtiger Kulturarbeit ganz besonders landsmännisches Bewußtsein. Aber Heimatempfinden kann nicht den ganzen Inhalt des Menschen ausmachen und in der Sphäre der allgemeineren Beziehungen tritt die geschilderte Lage allenthalben ein. Denn sie entspricht der kulturgeographischen Situation Europas überhaupt. Sinn und Gedanken sind, zum mindesten in einer stets vorhandenen Unterströmung, vom Osten weg und nach dem Westen und Süden gerichtet, und sei es auch nur bis Berlin. In hundert Zügen ist das zu spüren. Wir kennen die Abwanderung der Massen, welche das Land zu entvölkern droht. Wir erleben die Abwanderung großer Industriewerke, welche seinen Einwohnern das Brot nimmt. Seit langem schon geht aber auch die Abwanderung der Köpfe vor sich. Mit Laune hat bereits 1875 der Historiker Dove diese bittere Wahrheit dem Schlesier Gustav Freytag vor Augen gestellt: „Es ist eine stete Bewegung in dieser badewannenförmigen Provinz, aber das meiste strudelt schaukelnd wieder drin zurück; was höher in Wellen geht, spritzt über nach draußen und kommt nicht mehr zurück.“ So ist es auch noch heute.

Die Gegenbewegung ist schwach gewesen. Nur in wenigen Berufen wird dem Grenzland regelmäßig frisches Blut zugeführt. Hier besonders erweist sich die Zugehörigkeit zum Großstaat als segensreich. Er sorgt namentlich in seinem großen Beamtenkörper für den notwendigen Kreislauf der Säfte. Dann ist noch das Berg- und Hüttenwesen eine Potenz, die bis an den äußersten Grenzrand hin Anziehung ausübt und in stetigem Menschen- und Gedankenaustausch mit den verwandten Revieren an Ruhr und Saar steht. Man begreift, was auch in dieser Hinsicht die Verstümmelung Oberschlesiens für das ganze Land bedeutet. Man versteht aber auch, wie schädlich allzu betonte landsmännische Abschließung werden könnte. Als innere, seelische Festigung freilich kann die Erweckung des Heimatsinnes gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Wie in anderen Landschaften, ist diese Bewegung auch in Schlesien mit Stärke hervorgebrochen. Sie vor allem mag helfen, Kräfte zu erzeugen, welche die Menschen an der Scholle festhalten. Sie greift auch über nach den benachbarten sudetendeutschen Gebieten jenseits der Reichsgrenze. Auf schlesischen Kulturwochen wird sich die Bevölkerung diessseits und jenseits von Staatsgrenze und Gebirgswall ihrer volksmäßigen Zusammengehörigkeit mit Freude bewußt. Der gesamtschlesische Raum, der so, kulturell gedacht, entsteht, hilft in etwas die bedrohliche Einengung des schlesischen Deutschtums überwinden. Am lebhaftesten hat der Abstimmungskampf in Oberschlesien das heimatstolze Selbstbewußtsein entzündet. Das Votum von mehr als 300 000 polnisch sprechenden Oberschlesiern für Deutschland war die großartigste Anerkennung, welche der deutschen Kulturleistung je ausgesprochen worden ist. Daraus wachsen dem schlesischen Volke Kräfte zu, deren Auswirkung noch nicht abzuschätzen ist. Seine Aufgabe an der Ostgrenze hat es jetzt erfaßt. In landsmännischer Verbundenheit und deutschem Kulturbewußtsein sucht es ihr gerecht zu werden, und es erweist sich weiter dessen Anziehungskraft. In aller Nüchternheit berichten die dürren Zahlen der Statistik die bedeutsame Tatsache, daß sich immer mehr Doppelsprachige in Oberschlesien rein zum Deutschtum bekennen.

KURT HIELSCHER



Nach einer Radierung  
von Max Slevogt

## EIN SCHLESIER DURCHREIST DIE WELT

Zum 50. Geburtstage Kurt Hielschers

VON GEORG LICHEY

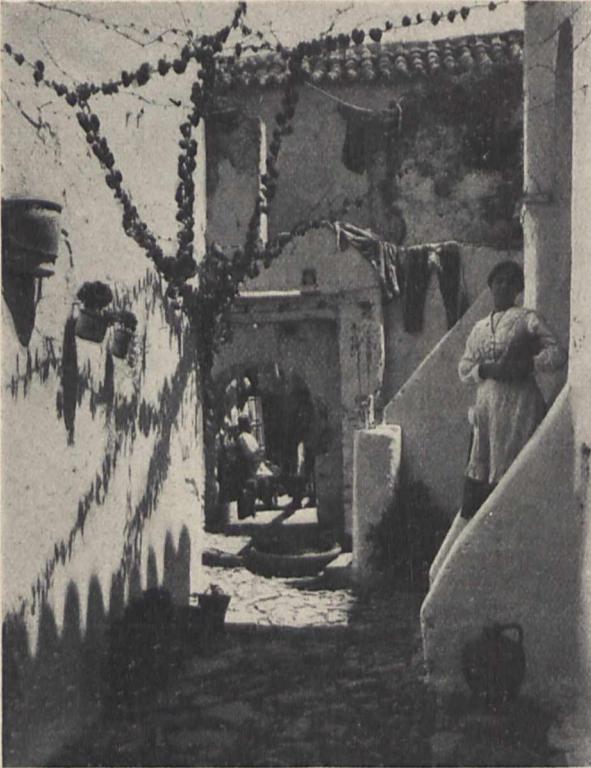
In diesen Tagen (am 7. Januar) feiert ein ungewöhnlicher Mensch und echter Sohn schlesischer Erde seinen 50. Geburtstag: Kurt Hielscher, — einer aus dem großen und ehrenwerten Geschlechte der Vagabunden und dämonisch über die Welt Getriebenen, wie sie von dem listenreichen Odysseus an über den prächtigen „Zigeuner“ und Meister François Villon bis in die neueste Zeit hinein in den Gestalten eines „Peer Gynt“ oder eines Fürsten Werssiloff im „Jüngling“ durch die Literatur- und Kulturgeschichte aller Völker ziehen: jene Gezeichneten, die in ihrer Ruhelosigkeit an dem Fluche Kains zu tragen scheinen und das Zeichen dessen auf der Stirne haben, der da gesagt hat: „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden —, aber wer Kain totschießt, das soll siebenfältig gerochen werden.“ Ja, es verlohnte sich schon, die Geschichte dieser ruhmreichen Familie zu schreiben, zu der, von Herkules angefangen, so viele klangvolle Namen gehören bis auf den heutigen Tag. An Stoff und Größe dürfte es nicht mangeln. Und an Stoff und Größe mangelt es auch nicht, wenn wir heute jenes Mannes gedenken,

den es aus kleinbürgerlichen Verhältnissen zwangsweise hinaustrieb, um mit seinen Augen und dem photographischen Objektiv die ungeahnten Formen der Natur und ihre Schönheiten sowohl wie auch die mannigfachen Erscheinungen des kulturellen Lebens aufzufangen und festzuhalten. Und ich muß offen gestehen, daß ich mich überwinden muß, das Leben dieses Menschen mit seiner eigenartigen, mitunter geradezu phantastisch anmutenden Schicksalhaftigkeit in eine so kurze Betrachtung zu zwängen, anstatt dieser Lebensbeschreibung die für einen solchen Fall adäquate Romanform zu geben. Aber was hilft's, der Raum ist beschränkt, — sieh zu, wie du dich auf ihm bewegst.

Hielscher wurde, um zunächst das rein Biographische abzutun, in unserem schlesischen Striegau geboren, in Bunzlau erzogen und machte in diesen zum Teil recht malerischen Städten seine ersten Gehversuche auf dem Gebiete des künstlerisch-originellen Sehens. Vielleicht auch war es gerade die Enge seiner Heimat, dieser kleinbürgerliche Mikrokosmos, der ihn, den Urlebendigen, mit vitalen Kräften Begabten umso entschiedener hinaustrieb in die große Welt. Nachdem er das Gymnasium absolviert, das philologische Studium beendet und das Staats-

### In Löwenberg





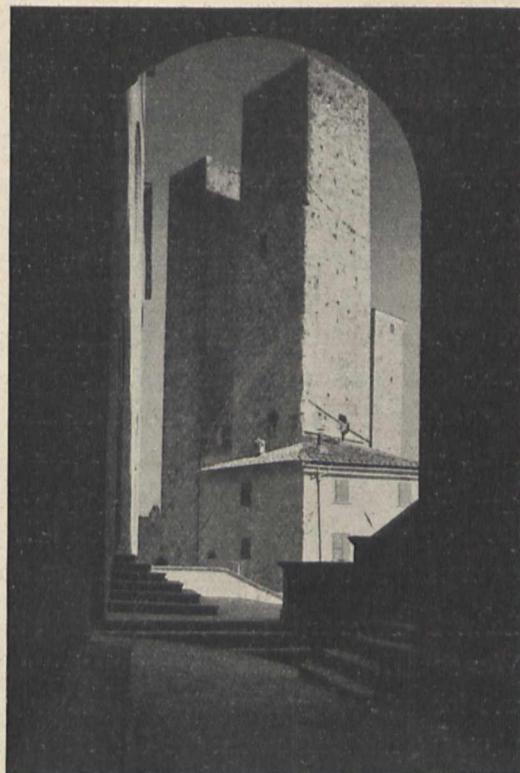
**Andalusischer Hof**

**Aus Kurt Hielschers:  
„Das unbekannte Spanien“**

examen gemacht hatte, fand er im westpreußischen Stargard als Studienrat Anstellung, was allerdings seinem eigentlichen Wesen von Grund aus widersprach. Denn Hielscher ist nach seinen eigenen Worten „von Geburt aus Zigeuner“, und seltsam genug, daß ihn bereits seine erste Auslandsreise im Jahre 1904 nach Spanien führte, gerade in jenes Land, das zehn Jahre später für ihn die Entscheidung seines Lebens werden sollte. In den folgenden Jahren bis 1913 lernte er alle europäischen Länder auf seinen Ferienreisen kennen, gleichsam als hätte ihn ein dämonischer Trieb durch die Welt gepeitscht, damit er zunächst einmal in großen Umrissen einen allgemeinen Eindruck gewinne von dem, was später seine Aufgabe werden sollte. Daneben gründete er in Danzig und im ganzen Osten eine große Reihe von Kunstvereinen und zeigte sich in West- und Ostpreußen, Posen und Schlesien so rührig, daß schon damals die „Danziger Neuesten Nachrichten“ über ihn schrieben: „Man gebe diesem Manne nur endlich den rechten Pflug in die Hand!“

Und nun die merkwürdige Geschichte, wie er ihn in die Hand bekam. Im Jahre 1914 befand sich Hielscher zum zweiten Male in Spanien, fing also gewissermaßen seine Rundreise durch die europäischen Länder von neuem an, als der Krieg ausbrach, der ihm zum Wegweiser und Lebensgestalter werden sollte. Plötzlich nämlich, mitten im Lande von der Heimkehr abgeschnitten, mit einem Dutzend Menschen auf eine Weile interniert, durchbrach er jetzt zum andern Male die erdrückende und einzwängende Enge, die ihn umgab,

## San Gimignano



Aus Kurt Hielschers „Italien“

und schlug sich, völlig mittellos, über Andorra durch das Land, das ihm nunmehr für Jahre eine neue Heimat werden sollte. So finden wir ihn jetzt bald auf der Walze von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt gleich einem neuen Don Quichote, nur ohne Rosinante, das Land durchreisend, — immer schon aber unbewußt auf der Spur nach dem Besonderen, ihm Bestimmten und Vorgesehenen, bis er dann schließlich als Hauslehrer in einer deutschen Familie Unterkunft findet. In der Ausübung dieser Tätigkeit kommt ihm plötzlich eines Tages der Gedanke, mit Photographien oder Photographieren „etwas zu machen“, und da ihm das spanische Vagabundenleben eine große Menge von Aufnahmen eingebracht hatte, ging er nun daran, unterstützt von einigen Bekannten und guten Freunden, in Madrid eine Ausstellung zu veranstalten, die ihm einen ungeahnten Erfolg einbrachte. Maler kamen und besichtigten seine Bilder, wobei ihnen vielleicht zum ersten Male die Schönheiten des eigenen Landes aufgingen, die Presse wird auf ihn aufmerksam und bezeichnet ihn als den „Entdecker Spaniens“, ja es geht so weit, daß sogar der spanische Hof seine Bilder besichtigt und sich von ihm photographieren läßt. Köstlich übrigens, Hielscher gerade aus dieser Zeit erzählen zu hören, wie er z. B. eine alte Tante des Königs endlich dazu kriegt, eine halbwegs photographische Stellung einzunehmen, wie er seine ersten Ausstellungen arrangierte, kurz wie er — ein typischer Schlesier — es immer verstand, mit seiner ausgeprägten Vitalität alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden.

Als der Krieg zu Ende, war es aber auch mit seiner westpreußischen Studienratsstelle zu Ende, denn das ehemalig deutsche Gebiet war inzwischen polnisch geworden. Doch was andere niederwarf, das war für Hielscher von je ein Sporn zum Dennoch. Anstatt nämlich jetzt klein zu werden und an seinem Amte zu kleben, setzte er seine ersten Ausstellungen von Spanienbildern im Kunstgewerbemuseum Berlin durch, denen sich sehr bald weitere Ausstellungen in Leipzig, Stuttgart, München anschlossen. Nun folgt eins nach dem andern, und in rasendem Tempo (denn Tempo ist neben dem genialen Sehenkönnen, einer immensen Ausdauer und Aktivität das Hervorstechendste an Hielschers Charakter) geht es jetzt über ein halbes Hundert von Vorträgen in der Berliner Urania hinweg zu neuen Werken, wozu ihm zum Teil die Regierungen der betreffenden Staaten die Wege bereiteten. Auf das Spanien-Buch folgt das über Deutschland, dann Italien, das ihm und seinen Arbeiten übrigens die erste Unterstützung zuteil werden läßt, Jugoslawien, Österreich und schließlich von 1928 bis 1930 die nordischen Länder, veranlaßt durch Sven Hedin, der die schwedische Regierung auf den Künstlerphotographen aufmerksam gemacht hatte. Mit einem Schatz von 4000 und mehr Aufnahmen geht er nunmehr an die Drucklegung seines neuen Werkes über Norwegen.

So weit in ganz großen Umrissen die wichtigsten Ereignisse dieses bewegten Lebens. Was aber Hielscher eigentlich zu dem gemacht hat, was er ist, das ist neben seiner in Wahrheit, wie ich schon sagte, genialen Begabung, das wesentlich Bildhafte, Künstlerische, durch das photographische Medium des Objektivs auf die photographische Platte zu bannen, sein absolut neuer Buchtyp. Gewiß war schon in den „Blauen Büchern“ etwas ähnliches vorhanden, — das Neue, Originelle bei Hielscher besteht aber darin, daß er seine länder- und völkerkundlichen Werke nicht als Sammelwerke herausgab, sondern jedes Land für sich und gesehen und dargestellt von einem einzelnen. Mit diesen Werken ist Hielscher der eigentliche Entdecker des photographischen Objektivs geworden, hat er das leblose Instrument zu einem Werkzeug in der Hand des Künstlers gemacht.

Und um nun zum Schluß, wie sich das gehört, noch einiges über den Menschen Hielscher zu sagen, so scheint mir, daß ich dies nicht besser tun kann, als indem ich aus seinen Briefen einen zitiere, den er mir in schwerer Krankheit geschrieben hat.

„Ihr Brief“, so schrieb er damals, „hat meinen ganzen Körper in Schwingungen versetzt. O was ist das doch für eine Freude, in dieser Weite und Leere endlich wieder einmal eine Seele gefunden zu haben! Leider strengt mich das Briefschreiben immer noch sehr an, sonst würde ich Ihnen alles Nähere zu erklären versuchen. Nur eins: auch ich, dessen seien Sie versichert, habe bei meinem Schauen immer danach gestrebt, eigen zu sein. Sicher, daß ich nicht stets das Rechte traf, dafür sind wir ja aber doch nur Menschen. Jedenfalls habe ich mich nie um Formeln oder Anleitungen gekümmert. Ich bin immer rein intuitiv vorgegangen. — Licht, immer nur Licht suchend wie Hamlet, und das übrige ergab sich dann so von selbst. Erst als durch meine Ausstellungen in Spanien und Deutschland Männer wie Pradilla, Zuluoga, Slevogt, Orlik mir mündlich und schriftlich bestätigten, was ich innerlichst fühlte, wurde mir bewußt, daß ich einen eigenen Weg ging, und dann hat es in mir immer weiter gedrängt und gestürmt, weiter zu schaffen und immer weiter. Wie habe ich gegen die an sich wohlmeinenden einfluß-



**Nordheimsund (Hardangerfjord)**  
**Aus Kurt Hielschers demnächst erscheinenden Nordlandbuche**

reichen Leute gekämpft, die mich an die Kette legen wollten! Wie bin ich nachts oft stundenlang in meinen vier Wänden auf und ab getobt und habe mir wieder und immer wieder geschworen: lieber den Strick, als heraus aus der mir vom Schicksal gezeichneten Bahn. Bei Gott, nicht um des ‚schnöden Mammons‘ willen! Das ist mir übrigens erst kürzlich blitzartig zum Bewußtsein gekommen, als jemand zu mir sagte: ‚Sie arbeiten wie ein Pferd und haben es doch nicht nötig; denn Ihre Werke haben Sie so gestellt, daß Sie bequem von ihnen leben können.‘ — ‚So, meinen Sie?‘ habe ich ihm darauf erwidert. Was aber geht es mich an, ob ich so gestellt bin, daß ich leben kann, wenn ich darüber den inneren Wert der Arbeit und das Glücksgefühl ihrer Bewältigung im Interesse der Allgemeinheit entbehren müßte! Ich käme mir vor wie ein Parasit, wollte ich jetzt die Hände in den Schoß legen. Arbeitend bin ich all die Jahre vorwärts gestürzt, kam in der wilden Hetz der Erscheinungen kaum zur Selbstbesinnung und fand kaum Zeit zum Lesen eines Buches. Nun, vielleicht hatte es das für sich, daß ich unvoreingenommen und mit natürlichem Instinkt an alles herantrat. Aber wie schwer habe ich mir auch wieder den Weg gemacht, — doch das machen wir uns ja wohl alle.“

# DAS FRÄULEIN

Skizze von Jeremias Himmelstößer

Es ist eine der ältesten Wiener Kirchen, die den Namen hat: Maria am Gestade. Sie erhebt sich in einem Stadtteil, in dem es noch viele alte Häuser gibt; mit hohen gewölbten Zimmern, schattigen Höfen und steilen, eisernen Wendeltreppen.

Beethoven und Schubert haben hier gewohnt.

Wohl atmet das versonnene Viertel Beschaulichkeit und Friede. Aber es wuchten an der Grenze die letzten Reste der Stadtmauer. Hier berichtet jeder Stein von der kriegerischen Vergangenheit der Ostmark.

\*

In unserem Hause, der Maria am Gestade gegenüber, ist ein schmaler Lichthof. Und in dessen Mitte ein eiserner Brunnen. Dort spukt es!

Jawohl, es spukt. Und es ist doch gar nicht nett von einem Gespenst, in einem Hause zu spuken, in dem — vom Schreiber dieser Zeilen abgesehen — lauter wohlhabende Menschen wohnen. Die ihre Ruhe haben wollen und von kleinen Renten leben.

Die gefürchtetste Persönlichkeit in einem alten Wiener Haus ist die Hausmeisterin. Erhaben über menschliche Irrtümer, wichtiger als Hausbesitzer und Mieter zusammen, unfehlbar in Richtspruch und Urteil.

Unsere Hausmeisterin war ein ganz besonders prächtiges Exemplar! Sie trug als Zeichen ihrer Herrschaft den Besen gleich einem Zepter und war im übrigen ein ekelhaftes altes Weib.

Und schimpfen konnte sie!

Sie schimpfte nicht etwa einfach vor sich hin, sondern sie schimpfte mit Berechnung. Sie kostete jedes Schimpfwort auf seine Würze genießerisch aus. Sie schimpfte, ihre Stimme maßvoll steigend, ihr Schimpfen baute logisch auf die kleinere Beleidigung die größere und auf die größere die größte, sie hatte das Schimpfen geradezu zu einer Kunst entwickelt!

Wir Kinder hätten ihr manches vergönnt. Aber wenn wir auch bei unseren Indianerspielen so weit gingen, die Hausmeisterin am Marterpfahl zu verbrennen, wie hilflos waren wir doch gegen sie, die uns, ihren Besen in der Hand, über Höfe und Korridore nachstürmte.

Einmal fand sie ja ihren Meister: Damals als der versoffene Student im dritten Stock wohnte. Der zeigte angesichts aller Mieter auf den einzigen Zahn, den die Hausmeisterin noch im Mund hatte, und behauptete dann, sie sei in einer Schweizer Käsefabrik angestellt, beauftragt, mit eben diesem Zahn die Löcher in den Käse zu stechen....

Immerhin war die Hausmeisterin recht mutig. Denn oft genug mußte sie des Nachts durch den Gespensterhof gehen, um einem verspäteten Mieter das Haus aufzusperren. Auch dann, wenn es von der Maria am Gestade her eben Mitternacht schlug.

\*

Der Hausmeisterin gehörte auch die kleine Kammer im zweiten Stock, aus der damals das Fräulein in den Hof gesprungen war.

Dunkel und unbestimmt ist meine Erinnerung an die Tote. Ich weiß nur noch, daß sie sehr still gewesen ist und ihren dreijährigen Sohn und eine graue Katze bei sich hatte. Zwischen der Katze und der Hausmeisterin bestand dauernd Feindschaft. Weshalb sich das böse Tier auf der Treppe

einmal so benahm, wie sich eine reinliche Katze nicht benehmen soll. Sie bekam von der Hausmeisterin daraufhin ein Stück Fleisch und verendete bald darauf vor der Türe des Fräuleins. An diesem Abend gab es im Hause fürchterlichen Krach. Das stille Fräulein hatte gewagt, die Hausmeisterin zur Rede zu stellen.

Niemand vermag zu beschreiben, welcher Triumph aus der Stimme der Hausmeisterin gellte, daß es ihr gelungen war, auch mit dieser ruhigen Mieterin zu streiten. Sie stemmte ihre Fäuste in die Hüften und schrie, ihre Stimme bis zum höchsten Diskant steigernd:

### **Eine solchene!**

Lange noch schrie sie das durch das Haus. Die Mieter standen schadenfroh oder mitleidig vor ihren Türen und sahen das Fräulein an, wie es schamrot an ihnen vorbei in seine Wohnung schlich. Eine Stunde nachher stieg das Fräulein auf sein Fenster, und als die Hausmeisterin dem Herrn Rechnungsrat aufsperrern ging, fand sie ihre Mieterin mit zerschlagenem Kopf am Brunnen.

\*

Das Begräbnis schien uns Kindern sehr vergnüglich. Wir durften unsere Sonntagsanzüge tragen und zum Friedhof mit dem Wagen fahren.

Auch die Hausmeisterin beteiligte sich. Sie war feierlich geradezu gekleidet und führte den Sohn der Toten an der Hand.

Am Abend kam der Vater des Fräuleins, irgendein ostpreußischer, knorriger Gutsbesitzer. Er sprach sehr wenig und fuhr nach einigen Tagen mit seinem kleinen Enkel nach Hause.

Alle Hausparteien schimpften über den Alten. Weil er nicht auf den Friedhof gegangen war, keinen Kranz gekauft hatte und überhaupt ein Rabenvater zu sein schien. Die dicke, fromme Bäckermeisterin von nebenan spie sogar vor ihm aus, als sie ihm im Hausflur begegnete.

Ich aber habe mit dem alten Mann etwas Seltsames erlebt: Weil uns Kindern das Begräbnis so gut gefallen hatte, wollten auch wir eines veranstalten. Deshalb schlich ich mich nach dem Abendessen in den dunklen Hof, um den Kadaver der Katze zu suchen.

Deutlich sah ich in der Finsternis eine Gestalt am Brunnen stehen und das eiserne Brunnenrohr krampfhaft umklammern. Und dann konnte ich den Vater des Fräuleins erkennen, der dort bitterlich weinte....

\*

Als ich in unsere Wohnung zurückkam, wurde ich von meinen meines Ausbleibens wegen besorgten Eltern mit vorwurfsvollen Fragen empfangen. Ich schwieg, ich schwieg auch, als sie mich schlugen. In meine kindlich-gläubige Seele war ein dunkler Schatten gefallen, der niemals mehr von mir wich. Ich gab die Tränen des Alten nicht preis. Weil ich ahnte, daß tiefes Leid das Mitleid der Welt verachtet.

Tagelang wurde ich mit Erkundigungen gepeinigt. Endlich kam eine kluge Nachbarin auf die Idee, ich hätte wohl den ruhelosen Geist der Selbstmörderin im Hofe gesehen. Seitdem sehen ihn alle. Seitdem spukt es!

\*

Das ist Abbild und wahres Ethos unserer Zeit: Noch war das Fräulein nicht begraben, und schon prangte am Haustor ein großer Zettel:

**ANGENEHMES ZIMMER  
ZU VERMIETEN.**



1

Entwurf  
für ein Zeitungs-  
gebäude (1925)

Arch. BDA.  
Hugo Leipziger

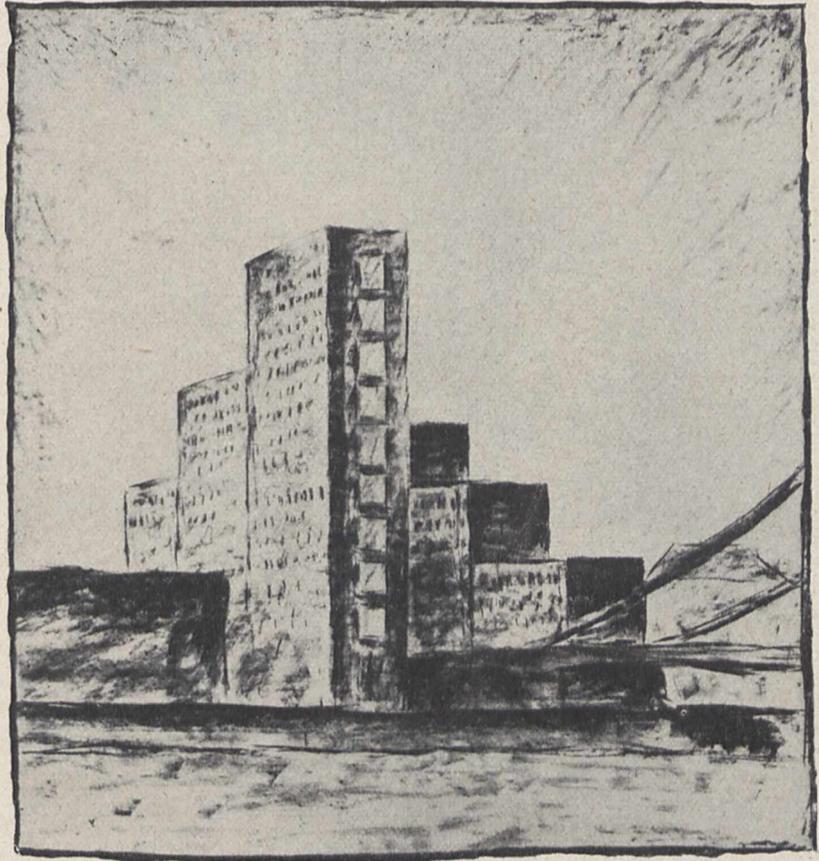
## Schlesische Gegenwartsarchitektur

Von Dr. Konrad Hahm, Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin

Wilhelm Heinrich Riehl, der Begründer der deutschen Volkskunde, schrieb im Jahre 1855 in seiner soziologischen Betrachtung über die Familie und über den Hausbau: „Die kunstgeschichtliche Tatsache, daß das Mittelalter Häuser und Burgen und Kirchen von innen heraus gebaut hat, die äußeren Maße und Formen nach dem Bedürfnis des Innern, nach den praktischen Zwecken des Hauses frei gestaltend, während wir als rechte Doktrinäre schablonenweise von außen nach innen bauen, diese kunstgeschichtliche Tatsache müssen wir als in der entsprechenden sozialen wurzelnd erkennen. Wir bauen auch in der Gesellschaft, in der Familie symmetrisch, mechanisch von außen nach innen, statt organisch von innen nach außen. Darum helfen alle Experimente nichts, einen modernen, wirklich lebensfähigen Stil für unsere Häuserbauten zu finden. Der eine Baumeister probiert's mit der Gotik, der andere mit der Renaissance, ein dritter mit dem griechisch-römischen, ein vierter mit dem byzantinischen, ein fünfter gar mit dem Zopf. Es gibt aber immer nur neu zusammengesetzte Häuserdekorationen, keine wirklich neuen Häuser. Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das soziale.“ Diese Sätze enthalten in kaum zu überbietender Klarheit die Probleme der Architektur der letzten 75 Jahre, die seit jener Schrift vergangen sind. Wir haben den Stilwirrwarr der Gründerzeit erlebt; die rasch wachsenden Städte glichen schließlich um 1900 einer Leihanstalt für historische Stilformen, die, zur Schablone geworden, einen geistigen Individualismus und Reichtum heuchelten, der im schreienden Gegensatz zu den Mietskasernen der Arbeiterviertel stand. Als dann die große Reinigung kam, vom sozialen, nicht vom künstlerischen Problem aus, wurde

**2**

Entwurf eines Bürohochhauses (1925)  
Architekt BDA. Albrecht Jaeger

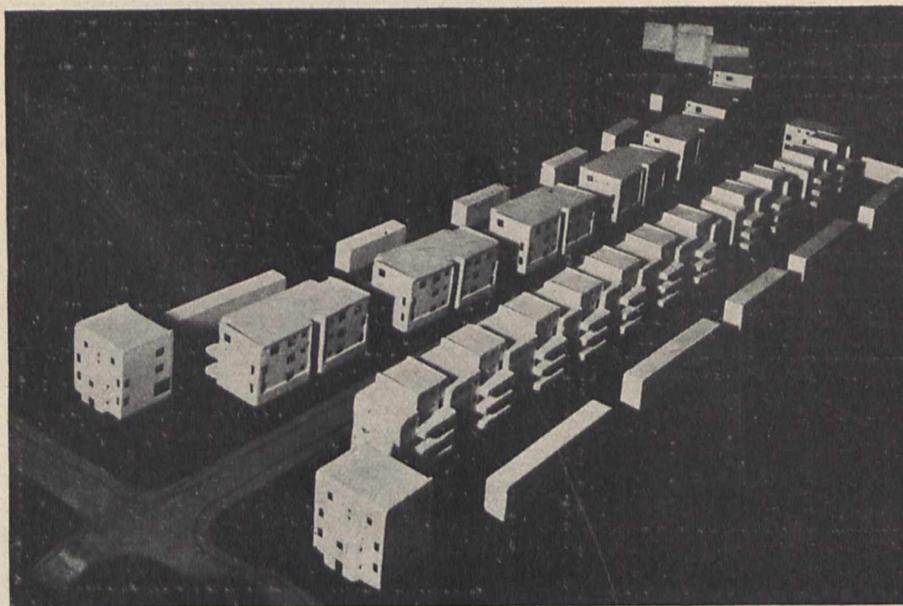


Phot. Damerau

von den Trägern der Pseudokultur, oft mit Berufung auf vaterländische und heimatpflegerische Gesichtspunkte, die Aufrichtigkeit der Vereinigung von Innen und Außen als geistige Armut und Kulturschande angegriffen. Das soziale Problem aber erwies sich als zwingend, Krieg, stärkste Umschichtung des Besitzes und Wirtschaftens, Landflucht und Selbsthilfe der großen Massen gegen die Seuche des Wohnungselends brachten in wenigen Jahren zwangsläufig Bauaufgaben von nie dagewesenem Umfang.

Auch hierbei, wie überall, enthüllte sich die Lösung eines geistigen Problems als eine Generationsfrage. Zwischen den großen Imitatoren am Ende des 19. Jahrhunderts und heute stehen noch zwei Generationen, die beide den Kampf um die neue Form aufnahmen. Die impressionistische, die erst die neue Form „von außen“ schaffen wollte, und deren Dokumente um die Jahrhundertwende entstanden als freies Spiel künstlerischer Elemente, wie es im Jugendstil zur wesensfremden graphischen kunstgewerblichen Dekoration ausklang, und die realistische, die von innen heraus, von den Forderungen einer neuen Wohnkultur und einer neuen sozialen Schichtung die Aufgabe zu lösen versuchte.

Die radikale Generation, an deren Spitze der heute sechzigjährige Adolf Loos in Wien den Kampf gegen das Ornament aufnahm, geriet von vornherein in zahllose Schwierigkeiten gegenüber allen den Faktoren, die in jener Übergangszeit der pompösen Ausstattung wurzelten, sowohl pädagogisch wie künstlerisch und politisch. Mit welchen Mitteln noch vor 15 Jahren eine



3

Modell der Siedlung Namschau (1927)

Architekt BDA. Hugo Leipziger u. Gerhard Schönborn

gesunde Standardisierung und Typisierung bekämpft wurde, ist heute schon vergessen, aber niemals war ein Abschnitt der Architektur so im Weltgeschehen, in der wissenschaftlichen und sozialen Zwangsläufigkeit verankert wie die neue Form. Sie siegte, weil sie „von innen heraus“ erschaffen wurde, nach den Gesichtspunkten der ökonomischen Aufrichtigkeit aus sozialer Zweckmäßigkeit. Sie siegte so schnell, daß ihre Schrittmacher, die noch stark literarisch ihren Kampf begründeten, sich gewissermaßen über Nacht von einem Schema umgeben sahen, das überall bereitwillig aufgenommen wurde und genau so ins Formale auszuarten drohte wie die Baukunst des Stilhistorismus. Der Doktrinarismus dieses Schemas, besonders dort, wo er vom politischen Radikalismus gestützt wurde, drohte wieder zur Selbstbefriedigung des individuellen Egoismus der modernen Form auszuarten, als die Not der Kriegs- und Nachkriegszeit, die internationale Arbeits- und Wirtschaftskrise zur logischen Ausbildung von Bautypen zwang, die dem jeweiligen Zweck und Ort organisch entsprachen. Und hier begann die Aufgabe der jungen Generation von Architekten, die meist fern von Berlin oder den großen Exerzierplätzen des Kampfes um das Neueste, in der Provinz, in Industriebezirken und auf dem Lande, meist unbeachtet von der Kunstkritik, die Erbschaft der Revolutionäre in der Baukunst zu brauchbaren Instrumenten der Volkswirtschaft machten. Man wird heute mit größtem Erstaunen feststellen, welche ruhigen, reifen Lösungen gerade in den Stadterweiterungen der Mittel- und Kleinstädte vorzufinden sind, besonders bemerkenswert, weil die Frage der Ortsbildgestaltung, der Rücksicht auf Vorhandenes, dort viel stärker ins Gewicht fällt als in der Großstadt.

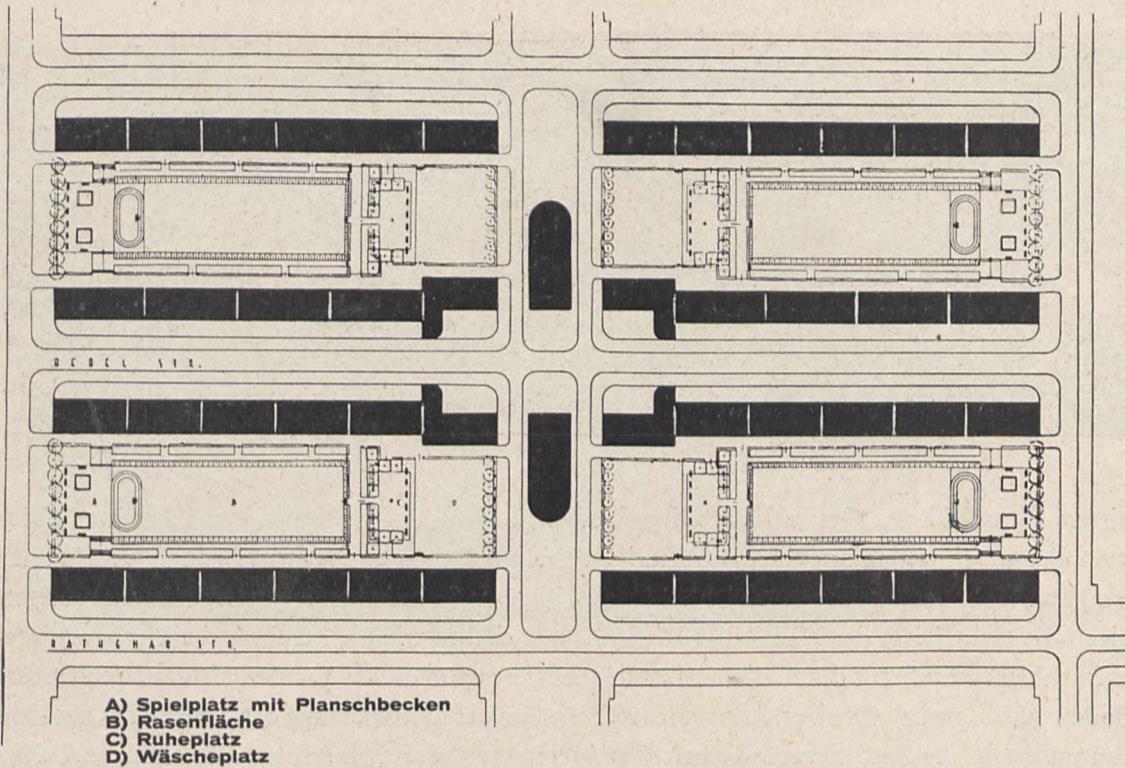
Auch Schlesien hat eine Generation von modernen Architekten aufzuweisen, deren Wirken für die künftigen Jahrzehnte und darüber hinaus von entscheidender Bedeutung sein wird. Ein vorzügliches Beispiel davon sind die Arbeiten von Albrecht Jaeger und Hugo Leipziger in Breslau. Dadurch, daß der Auftraggeber nicht eine Einzelpersonlichkeit ist, sondern meistens eine Stadtgemeinde, daß der Unternehmer meist eine gemeinnützige Genossenschaft ist, erhielt der

Architekt B.D.A.  
Hugo Leipziger  
u. Gerhard  
Schönborn

geistige Grundriß der Gesamtanlage den Verzicht auf Persönliches und den Charakter überpersönlicher Willensbildung, die dem heutigen Erwerbstätigen und seinem Bedürfnis an Wohnraum und Wohnbegrenzung entspricht. Wie sich diese Aufgabe in baulichen Organismus umsetzt, zeigen die Grundrisse der Namslauer Reihenhäuser ebenso wie die Struktur der Gesamtanlage, deren ruhiger Rhythmus durch die horizontale Auflösung auch die Landschaft gestaltend überwindet. (Abb. 3 u. 4) Der Verzicht auf jede „Note“ und die Entwicklung des Teilstückes aus dem Ganzen ergibt die Selbstverständlichkeit der Architektur ganz von selbst. Die einfache Orientierung nach dem Sichtbaren, nach der Lichtaufnahmefähigkeit erhöht die Ausdrucksfähigkeit großer geschlossener Baumassen durch die Aufhellung der Balkone und die natürliche ornamentale Wirkung der Lichtflächen an den Treppenhäusern in dem Ledigenwohnhaus Albrecht Jaegers in Leipzig (Abb. 15). Die Überwindung des Schlagwortes von der beherrschenden Wohnmaschine durch das Haus, das wieder Wohndienst leistet, zeigt auch eine Einzellösung wie das Wohnhaus Dr. N. (Abb. 16).

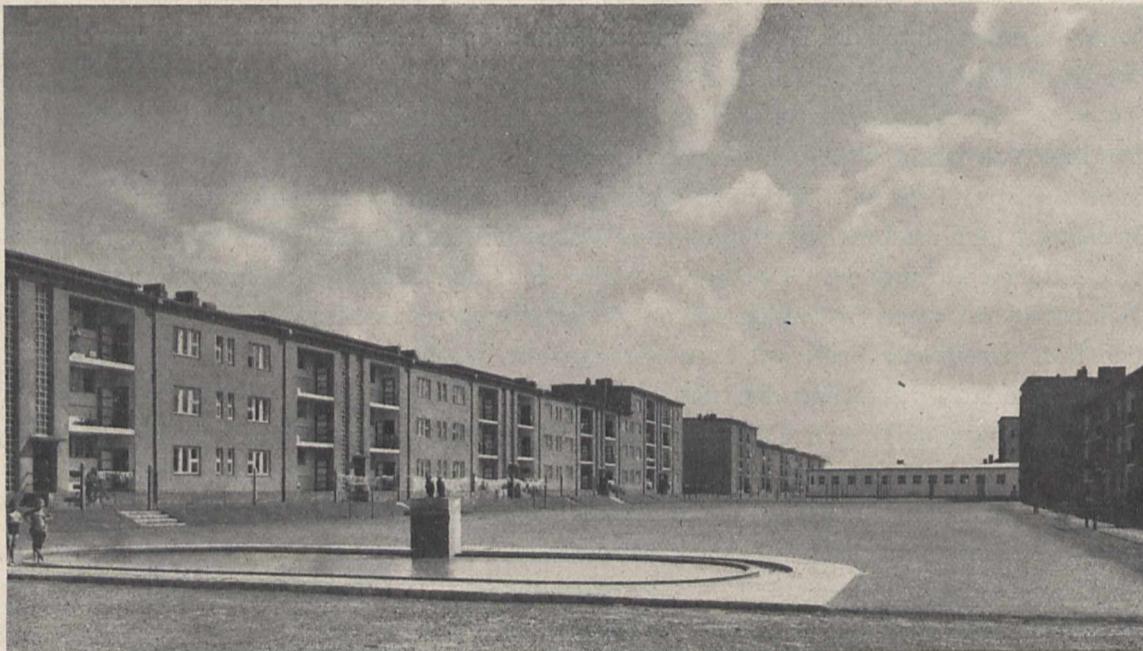
An weiterreichenden Aufgaben wie an der großen Dewog-Siedlung in Hindenburg zeigt sich jedoch erst die fruchtbare Zusammenarbeit beider Architekten (Abb. 5, 6 u. 8). Die modernen Gemeinschaftsprobleme im Bau einer großzügigen Zellenbildung gewinnen hier eine erzieherische Bedeutung über die Unterbringung hinaus. Der technischen Vereinheitlichung entspricht auch eine Vereinheitlichung des Gesamtlebensraumes der Bewohner; es sind Elemente einer neuen Heimatbildung, deren Bedeutung heute nur noch wenig erkennbar ist, deren Auswirkung mit den friderizianischen Siedlungsbauten gleichgesetzt werden kann, die auch durch Gemeinschaftsarbeit zu lebensfähigen Normen wurden. Im Gegensatz zu den Wohnorganismen bietet die Gestaltung eines Wirtschaftsorganismus die Möglichkeit zu freier und persönlicher Formung, wie der Entwurf zu einem Hochhaus, das bei aller strenger Untergliederung doch die individuelle Ballung einer beherrschenden Funktion im Stadtbild ausdrückt.

Es ist von Bedeutung, daß in einem Grenzlande wie Schlesien diese moderne geistige Kolonisation durchgeführt wird, nicht nur um den Zehntausenden von Flüchtlingen eine neue Heimat zu schaffen, die in der Gegenwart so scharf verankert ist, sondern um darüber hinaus durch den Bau den sozialen Ausgleich fördern zu helfen, wie auch das Mittelalter auf dem gleichen Boden für seine Ziele den Bau hat werben und wirken lassen.



5

Lageplan der Dewog-Siedlung mit 500 Wohnungen in Hindenburg OS.  
 Arch. BDA. Albrecht Jaeger und Hugo Leipziger

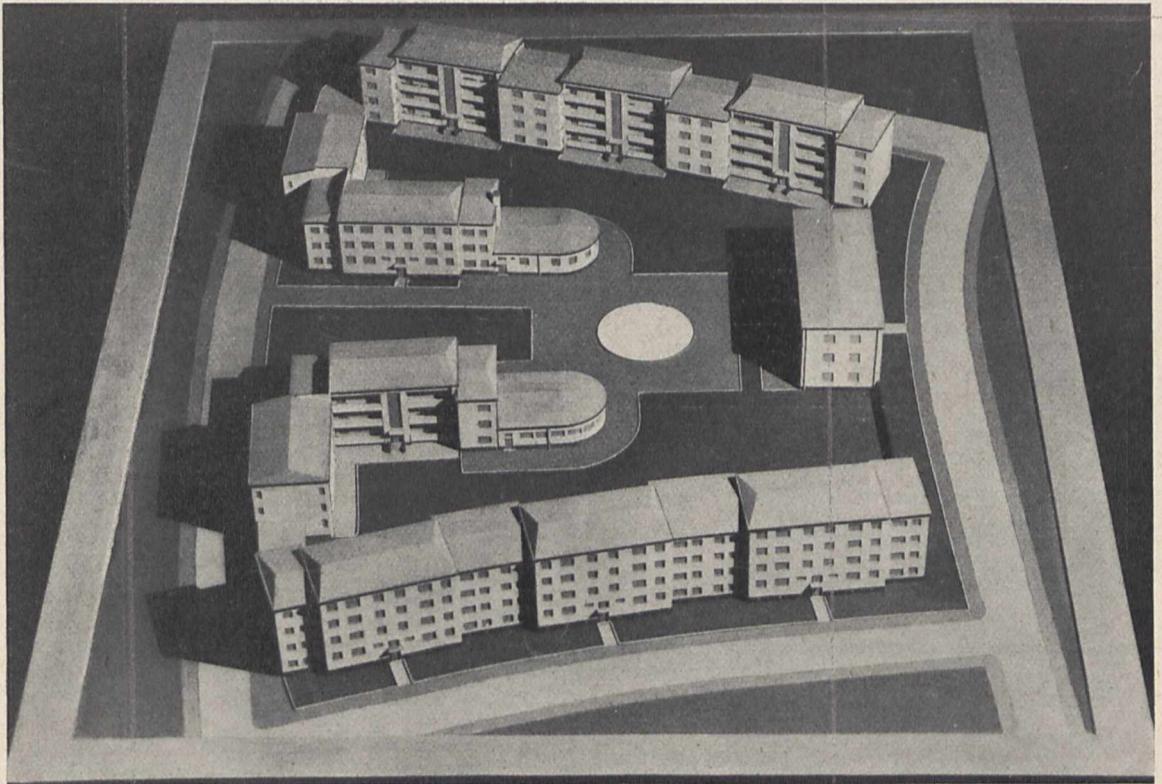


Phot. Klette

6

Ansicht eines Wohnhofes der Dewog-Siedlung in Hindenburg (1929). Im Vordergrund ein Planschbecken, im Hintergrunde die Wäscherei. — Arch. BDA. Albrecht Jaeger und Hugo Leipziger

Modell der  
Dewog Siedlung  
Gleiwitz OS. (150  
Wohnungen)  
Ausgeführt 1930  
Arch. BDA.  
Albrecht Jaeger  
u. Hugo Leipziger



Phot. Damerau

## EICHENDORFF

### Von Ernst Lissauer

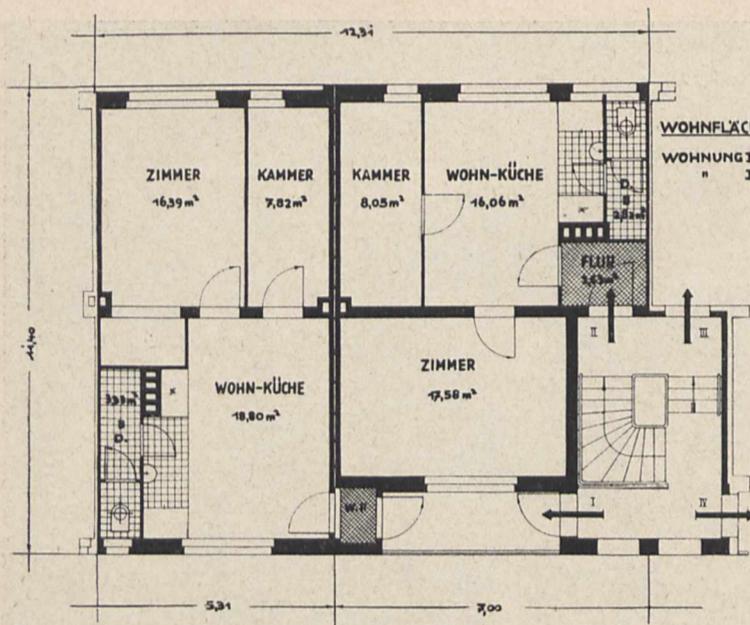
Über Eichendorff sprechen heißt von der Lyrik selbst, ihrem eigensten Wesen sprechen. Seine Lieder sind Urbilder ihrer Gattung. Nur ganz selten ist das Wesen einer Kunst so rein verwirklicht worden wie in seinen Liedern, und nur wenige Dichter sind in solchem Ausmaß wesenhaft Lyriker, in jeder Äußerung mehr oder minder Lyriker. Eichendorffs Lied ist schlechthin lyrisch, schlechthin Lied, sozusagen chemisch rein, ohne daß gedankliche, erzählende, dramatische Elemente eingemischt sind. Wohl erzählt er zuweilen Begebnisse, erscheinen Gestalten, die Loreley, der Tod als Jüngling, ein Rokokopaar, aber das erzählende Element wird fast gänzlich aufgesogen und in lyrischen Ton verwandelt: Eichendorff schreibt nie Balladen, sondern nur Romanzen. Und so auch Eichendorffs Sprüche: sie sind nicht betrachtsam „gesprochen“, sondern hervorgesungen, rhythmisch, kräftig:

„O Gegenwart, wie bist du schnelle,  
Zukunft, wie bist du morgenhelle,  
Vergangenheit so abendrot!  
Das Abendrot soll ewig stehen,  
Die Morgenhelle frisch drein wehen,  
So ist die Gegenwart nicht tot.“

Und:

„Der Tor, der lahmt auf einem Bein,  
Das ist gar nicht zu leiden,  
Schlagt ihm das andre Bein entzwei,  
So hinkt er doch auf beiden!“

Sie sind kleinste, von lyrischer Stimmung überhauchte, im lyrischen Ton aufklingende Gedichte,



**8**  
**Grundriß**  
**eines Reihenhauses**  
**in Hindenburg (1928)**  
**Kombiniert. Lauben-**  
**gangtyp**

**Arch. BDA.**  
**Albrecht Jaeger**  
**u. Hugo Leipziger**

Wenn der Hahn kräht auf dem Dache,  
 Putzt der Mond die Lampe aus,  
 Und die Stern' ziehn von der Wache;  
 Gott behüte Land und Haus!

Oder: Was willst auf dieser Station  
 So breit dich niederlassen?  
 Wie bald nicht bläst der Postillion,  
 Du mußt doch alles lassen.

„Diamantensplitter“, wie Emil Kuh von verwandten Versen Storms sagt, „zwischen Lied und Sinngedicht wundersam schwebend“.

Wir erkennen: das lyrische Element ist in Eichendorff überaus stark und darum immer flüssig; immer ist (oder scheint) Eichendorff sozusagen zur Lyrik bereit. Darum: will er balladisch erzählen, trinkt Lyrik seine Ballade; will er einen Gedanken prägen, trinkt Lyrik seinen Spruch, will er eine Novelle schreiben — von einem Taugenichts und seinen Schicksalen, von Glücksrittern, von einem Schloß Durande — so trinkt Lyrik seine Novelle; sie trinkt seinen Roman, sein Drama.

Darum nun ist über Eichendorff gar nichts gesagt, wenn man von seinen Stoffen spricht. Bei Lyrikern, deren Gebild dichter mit Wirklichkeit gespeist ist, wie Claudius, Mörike, Storm, — obzwar auch sie im allereigentlichsten Sinne Lyriker sind gleich Eichendorff — vermag man Stoffe und Dinge zu benennen, mögen sie auch noch so locker und leicht dargebildet sein: Kinder, Tiere, Haus, Garten. Eichendorff singt von Burgen und Rittern, verwilderten Gärten, vergessenen Schlössern, von schlummertrunkenen Quellen, verwunschenen Gründen, verschlafenen Wäldern; aber damit ist über seine Lyrik noch gar nichts ausgesagt. Denn andere Lyriker, manche gleichzeitige und zahllose spätere, haben eben dieselben Stoffe und Motive gedichtet, und haben nicht solche verzauberten und bezaubernden Lieder geschaffen. Auch der realistische Lyriker verflüchtigt seine Stoffe: Holz, Stein, Eisen wird ihm durchsichtig und schwebend. Eichendorff aber hat im Grunde genommen keine Stoffe, weil er keines Stoffes bedarf, weil er ihn sogar als „ein Erdenrest, zu tragen peinlich“ belastet.

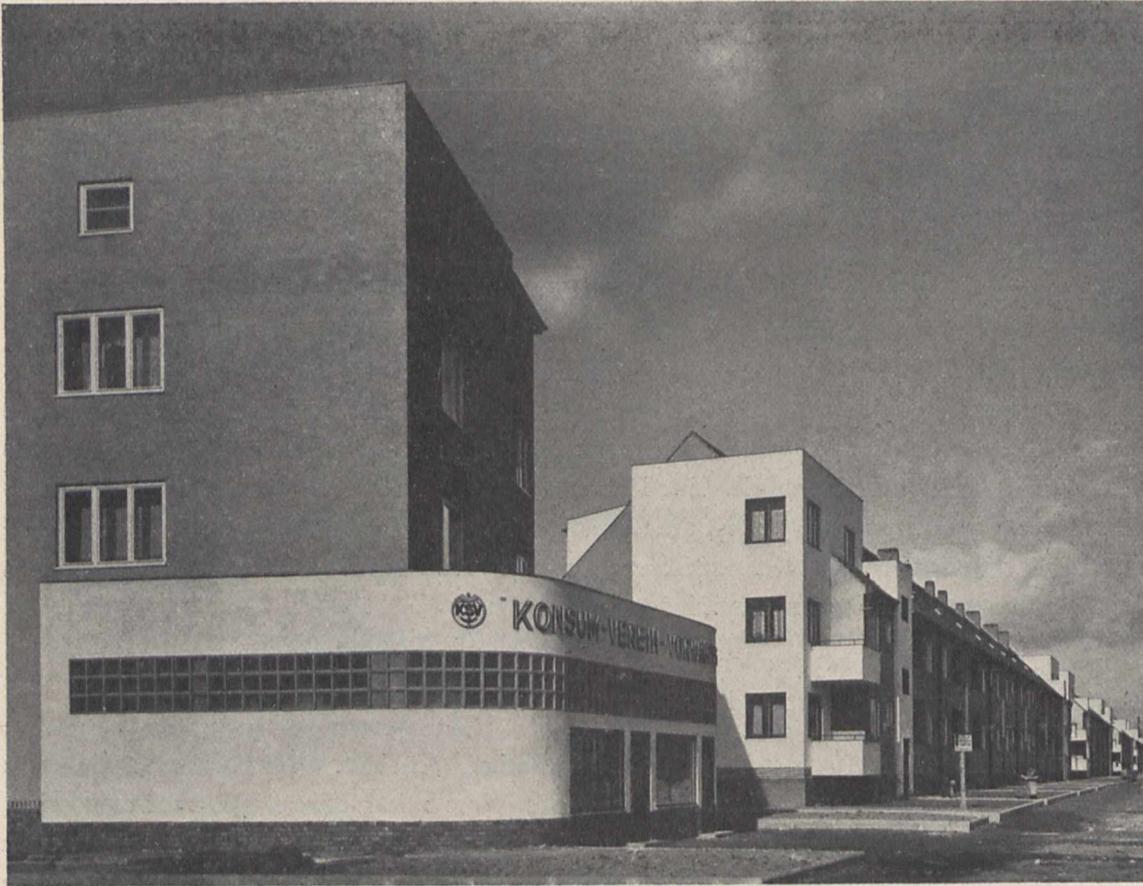
Er löst ihn nach eingeborenem Gesetz und Trieb auf; soweit er aber nun einmal irdischen Stoffes nicht zu entraten vermag, sucht er sich instinktiv das Verschwebendste, Dämmerichteste, kurzum das Unwirklichste unter dem Wirklichen. So singt Hölderlin immer wieder den Äther, Mörrike, der zwischen den wirklichkeitsfernen und nahen Lyrikern mitteninne steht, immer wieder die Luft: diese reinsten Lyriker sind schon beinahe Musiker; ohne es zu wissen, streben sie nach einer stofflosen Kunst. Am liebsten möchten sie die Worte an sich geben, Musik ohne Worte.

Und so sucht auch Eichendorff das Unwirklichste. Alle seine Landschaften verschwimmen in Ferne und Duft und Schein, alles hat sich vor langer Zeit begeben, alles ist überwoben mit einem zart durchsichtigen Gespinnst aus Träumen, Sehnen, Hoffen, Erinnern. Nichts ist „Gegenwart“, alles ist „Ahnung“. Bäume reden aus dem Schlaf, und steht er einmal in einem Garten bei Kaiserkronen und Päonien, so fühlt er sie doch als verzaubert, so tief ist der Garten versunken in Alter und Einsamkeit. Der Prinz in dem spanischen Drama erkennt, daß alles „Leben ein Traum“ sei, und dies ist die Grundempfindung, welche zuinnerst die Eichendorffsche Lyrik durchwaltet. Was der spanische Dramatiker als Schicksal des Menschen gestaltet, singt der Lyriker: das Leben der Dinge ein Traum:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,                    Und die Welt hebt an zu singen,  
Die da träumen fort und fort,                    Triffst du nur das Zauberwort.“

Eine tiefinnerste Einheit waltet im Eichendorffschen Gedicht. Nicht allein, wie auch sonst wohl bei vollkommenen Lyrikern, ist jedes Wort mit Notwendigkeit unveränderlich gesetzt, vielmehr, wir fühlen eine völlige Übereinstimmung von Stoff und Erscheinung: eben indem der Stoff lyrisch aufgelöst, lyrisch verluftigt, vergeistigt ward, gewann er Form; Wesen und Form sind völlig eins. Und nicht nur jeweils des einen Gedichtes: die Einheit reicht noch tiefer. Eichendorff hat eigentlich immer nur dieses eine Lied geschrieben, immer wieder, und eben mit diesem stimmt sein Wesen zutiefst überein, und er kann sich gar nicht genug tun, immer wieder zu singen. Eine rein ästhetische Auffassung müßte eine Manier erkennen, und in der Tat hat Theodor Mommsen im „Liederbuch dreier Freunde“ diese Ein-Tönigkeit verspottet. Eichendorff gibt zahlreiche „Dubletten“, aber ganz schwache Gedichte sind immerhin selten. Und so ist Eichendorff ein großer Lyriker nicht durch die Mannigfaltigkeit seiner Klänge, die Weite seines Weltbildes, sondern durch die bestrickende Holdheit des einen Tones, in dem seine Seele erklingt.

Natürlich hat Eichendorff gelegentlich auch andere, laute, ungedämpfte Töne angeschlagen; vor allem in jenem hinreißenden Lied „Übern Garten durch die Lüfte“ jauchzt ein allerseligster Jubel: sonst singt er vergangenes und ersehntes Glück — „vorbei ist das schöne Lieben“, „Trunken redet die Ferne von künftigem großen Glück“, — hier singt er einmal gegenwärtige Erfüllung. Dies ist das Eichendorffsche Gedicht: Dämmerung der Frühe und des Abends, Morgen- und Abendröte, Bergspitzen, Wälderkuppen, Täler, ein Bach rauscht im Grunde, Rehe grasen abseits, fern ein letzter Schuß, die Wolken gehen, Zugvögel wandern, Einsamkeit, zuweilen enge Gassen und irgendwo ein Ständchen. Und alles ist, als wär' es nie, oder, was in Eichendorffs Seele dasselbe ist, von je gewesen, oder, wiederum das gleiche, als würde es einst und dann für immer sein.



9

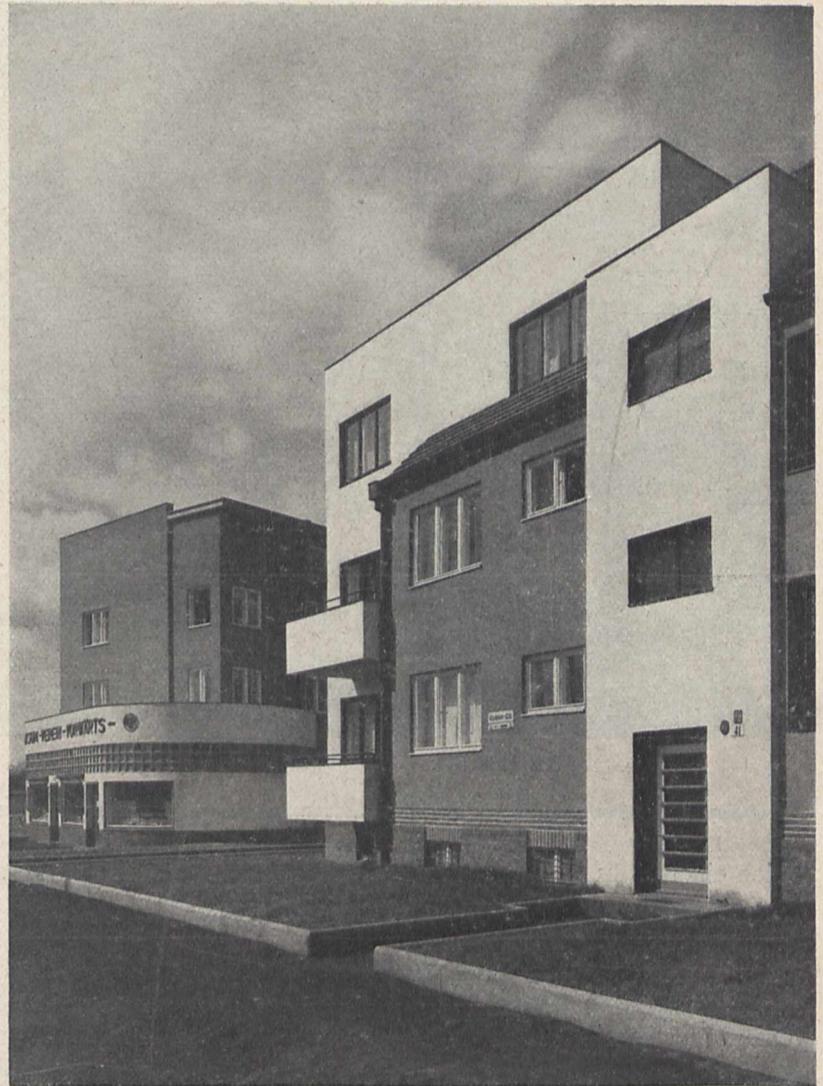
Neuland-Siedlung  
Breslau-Bischofs-  
walde (1928/29)  
Arch. BDA. Hugo  
Leipziger

Phot. Klette

Es ist wohl stets vergebliche Mühe, die Stätten aufzusuchen, die ein Dichter besungen oder gestaltet hat. Man wird immer einen andern Ort finden, denn es mangelt das Auge, das sie mit jenem einmaligen Blick erschaute, mehr: das sie aus sich selbst tränkte, durchdrang, färbte. Die Landschaft, die im Gedicht ruht, ist nirgends in der Wirklichkeit gelegen. Jenes Wort Amiels schließt weite Blicke in das Wesen der Lyrik auf: „Eine Landschaft ist nichts als ein Zustand der Seele“; Eichendorffs Landschaft ist nirgends zu finden, denn sie ist nichts als der Zustand seiner Seele.

Und wenn wir recht zusehen, ist der Anteil, den seine Seele in das Gedicht spendet, weit größer als jener, den sie von der Landschaft empfängt. Jene Macht, die sich vielleicht als ein Morgen- oder Abendwerden über ein Strombett oder ein Gelände breitet, und die wir „Stimmung“ nennen, schafft das Eichendorffsche Gedicht; sie ist weit stärker als jene sparsam gebrachten, sicht- und tastbaren, typisch wiederkehrenden Züge. Diese Stimmung umhüllt, überhüllt die im Gedicht ruhende Landschaft; mehr: sie ist das Gedicht, die Landschaft selbst; sie wandelt eine schlesische oder Donau- zu der spezifischen Eichendorff-Landschaft. Diese Stimmung haftet an jedem Wort, an Folge, Fügung, Fall der Worte: sie „stimmt“ sie. Man kann sie umschreiben, aber man kann nicht sagen, warum eben diese Rhythmen eben diese Wirkung auslösen. Könnte man dies deuten, so ergriffe man das Geheimnis des

28



Phot. Klette

dichterischen Schöpfens; die Geheimnisse des Schöpfens, der Kunst wie der Welt, die in einem verhohlenen Zusammenhange stehen, sind aber verborgen.

- Eichendorff erstrebt niemals feste, bestimmte Linien; jedoch Haltung und Ton seines Gedichts ist niemals unsicher, sein Gefüge ist fest, und man hat auch bei schwächeren Stücken oft den Eindruck, daß sie die höchste mögliche Gestalt empfangen haben. Nur selten stören ungelenke Wendungen oder Apostrophierungen nach Art des Volkslieds. Dennoch wirkt Eichendorffs Lied nicht wie ein Kunstgedicht, etwa wie die Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers, sondern es bleibt ein Anschein von Improvisation. Wie bei Volksliedern hat man nicht selten das Gefühl, die eine oder andere Strophe sei entbehrlich, oder das Gedicht könne noch weiter gehen, aber dieser Eindruck wird kaum als Mangel, jedenfalls aber nicht als wichtig empfunden: letzten Endes wirken die Eichendorffschen Gedichte zugleich natur- und kunsthaft,



11

Siedlung der Gemeinnützigen Bau-  
genossenschaft Liegnitz (1929/30)

Arch. BDA. Hugo Leipziger

gleich einem Strauß Wiesenblumen, aus dem volle Frische von Erde und Luft atmet, der aber von der Hand eines Malers geflochten und abgetönt ist.

Dies ist Eichendorffs Gabe: ein Unbestimmtes darzustellen; und so gestaltet er mit großer Deutlichkeit das undeutliche Licht, das Zwielight; nicht so scharf, daß wir die einzelnen Stunden genau bezeichnen könnten — wie etwa Johann Georg Fischer „Die dritte Stunde nachmittags“ mit vollkommener Bestimmtheit festgehalten hat —, aber wir sehen die matten, gedämpften, halben Farben und Lichter. In immer neuen Wendungen, Bildern, Gleichnissen, fast möchte man sagen Formeln, gestaltet Eichendorff diese Stunden:

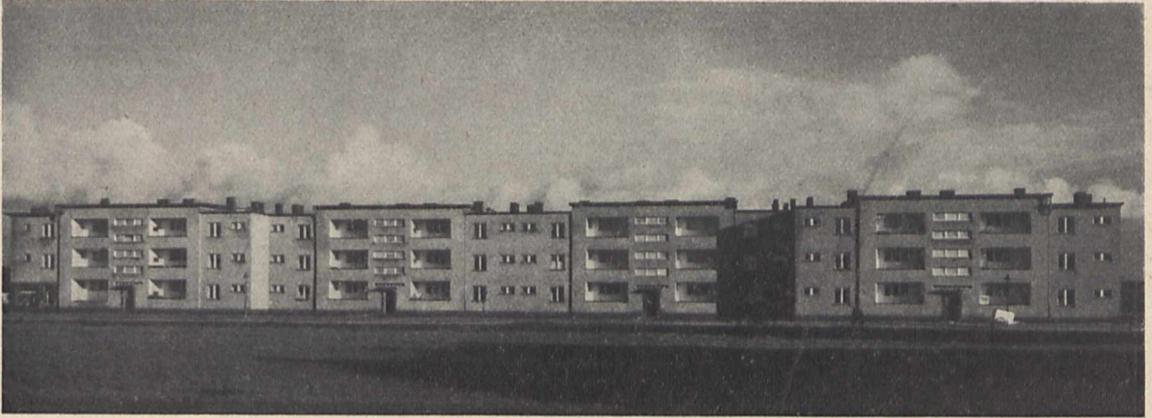
„Es war, als hätt' der Himmel                      und: „Die Nacht war kaum verblühet,  
Die Erde still geküßt“;                                      Nur eine Lerche sang“;

und: „Dämmerung will die Flügel spreiten“;      oder: „Es ist ein still Erwarten in den Bäumen.“

Storm hat ausgesprochen, daß man schon aus dem Tonfall eines Gedichtes hören müsse, ob Abend, ob Tag, ob Herbst, ob Frühling sei. Wenn Eichendorff singt:

„Der Hirt bläst seine Weise,  
Von fern ein Schuß noch fällt“,                      so ist es Abend.

Häufiger als den Tag, der in fröhlichen Liedern aufscheint, und vielleicht noch eigentümlicher, besingt Eichendorff die Nacht. Mit Liebe malt er jene halbweißen Vollmondnächte, die gleichsam von einer anderen Dämmerung, von mondenem, mitternächtigem Zwielight, durchtränkt sind:



Phot. Klette

„Auf die Dächer, zwischen blassen  
Wolken scheint der Mond herfür“;  
oder: „Alte Wunder wieder scheinen  
Mit dem Mondesglanz herein“;  
oder: „Des Mondes hohe Leuchte  
Tritt in die stille Welt.“

Oft aber ist tiefe Nacht:

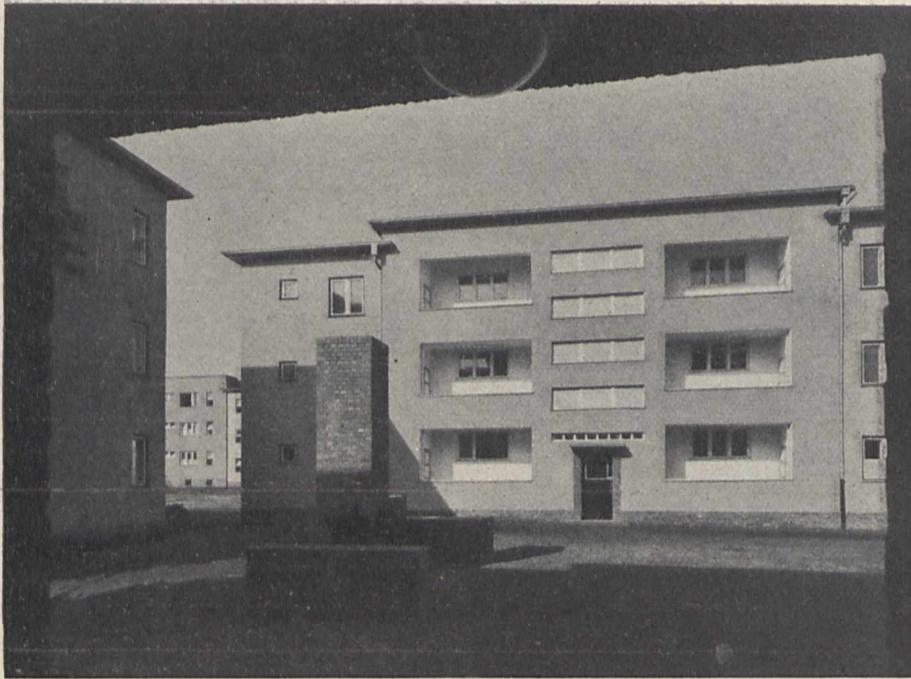
„Nacht ist wie ein stilles Meer“;  
„Die Welt ruht still im Hafen“;  
„Von fern die Uhren schlagen,  
Es ist schon tiefe Nacht.“

Der Tag ist die Welt, bunt und hell; „schweigt der Menschen laute Lust“, fühlt die Seele sich dem Wesen der Welt, der Wahrheit, Gott näher:

„O Trost der Welt, du stille Nacht!  
Der Tag hat mich so müd' gemacht,  
Das weite Meer schon dunkelt,  
und: „Der Wanderer, von der Heimat weit,  
Wenn rings die Gründe schweigen,  
Der Schiffer in Meeres Einsamkeit,  
Wenn die Stern' aus den Fluten steigen:  
Laß ausruhn mich von Lust und Not,  
Bis daß das ew'ge Morgenrot  
Den stillen Wald durchfunkelt“;  
Die beide schauern und lesen  
In stiller Nacht,  
Was sie nicht gedacht,  
Da es noch fröhlicher Tag gewesen.“

Und so sind die geistlichen Lieder Eichendorffs alle voller Absage an den Tag, seinen Lärm, sein Licht, der Stille, dem Abend, der Nacht zugewandt. Im Grunde sind sie vielen der sozusagen weltlichen Lieder zuinnerst verwandt: die gleiche Haltung und Stimmung der Seele, nur daß die geliebte Dämmerung, die geliebte Stille um ein wenig abstrakter gegeben werden, kaum abgetönt, sondern schlechthin empfunden, daß Nacht und Frühe eine Spur metaphysischer Bedeutung empfangen. Ein Lied heißt „Kurze Fahrt“:

„Posthorn, wie so keck und fröhlich  
Brachst du einst den Morgen an,  
Vor mir lag's so frühlingsselig,  
Daß ich still auf Lieder sann.  
Dunkel rauscht es schon im Walde,  
Wie so abendkühl wird's hier,  
Schwager, stoß ins Horn — wie balde  
Sind auch wir im Nachtquartier.“



13

Dewogsiedlung (150 Wohnungen) in Ratibor OS.  
Eberthof 1929  
Arch. BDA. Albrecht Jaeger

Phot. Klette

Im Grunde ein schlichtes, irdisches Lied von einer Reise, aber es ist geistlich gemeint: seine symbolische Bedeutung erhellt lediglich daraus, daß es in der zweiten Zeile „einst“ heißt, statt „heut“. Hier, in diesem geistlichen Umkreis, klingt zuweilen ein pathetischer Ton auf, aber es ist ein leises, sanftes Pathos:

„Ich sah in Nacht das Land vergehen,  
In Blitzen du die Wetter brachst,  
Da konnt' ich schauernd erst verstehen,  
Was du zu mir Erschrocknem sprachst:

„Meine Lieder sind nicht deine Lieder,  
Leg' ab den falschen Schmuck der Zeit  
Und nimm das Kreuz, dann komme wieder  
In deines Herzens Einsamkeit.“

Wie der Tag, wie die Welt, sind auch die Menschen, die lärmenden, lustigen, geschäftigen, von der Nacht verhüllt, einsam hält der Dichter seine Zwiesprache mit Gott; so kehrt allenthalben auch das Bild eines Menschen wieder, der ganz allein in der Nacht spielt und singt:

„Mein Waldhorn, das klang wie im Traume  
Herüber die ganze Nacht“

„Ein Schiffer nur noch, wandermüd,  
Singt übers Meer sein Abendlied  
Zu Gottes Lob im Hafen.“

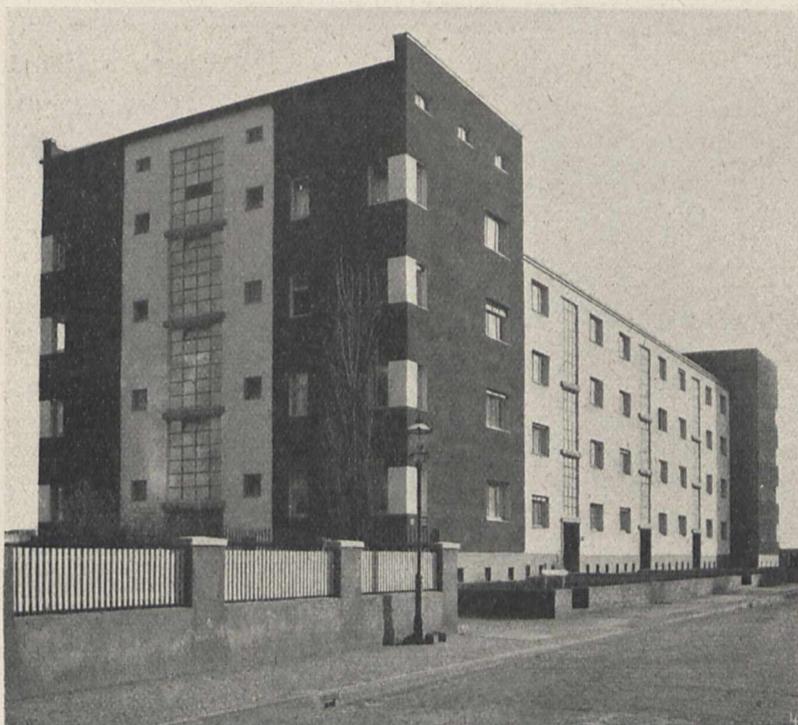
und:

Die gleiche Stimmung wird zum Bekenntnis geformt in diesen Zeilen:

„Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,  
Um schnöden Sold der Eitelkeit:  
Zerschlag mein Saitenspiel und schauernd  
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.“

14

Ledigenheim, Leipzig (1927)  
Arch. BDA. Albrecht Jaeger



Phot. Bimpage

„Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort.“

Und ein andermal:

„Mein irres Singen hier  
Ist wie ein Rufen nur aus Träumen“;

noch einmal, unter anderem Blickwinkel, besinnen wir jenen rätselvoll bestrickenden, traumhaften Schein, der über dem Eichendorffschen Gedicht ruht. Das Unlogische, Verworrene des Traumes ist ihm nicht eigentümlich; nur hie und da zuckt das Sprunghafte, Willkürliche des Traumes für plötzliche Augenblicke auf, etwa, wenn auf die Zeilen:

„Kaiserkron' und Päonien rot,  
Die müssen verzaubert sein“

der Einsatz folgt:

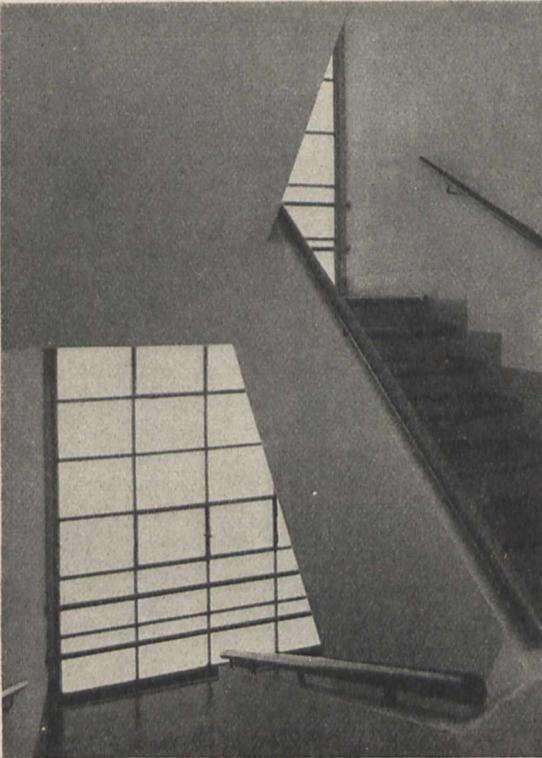
„Mein Vater und Mutter sind lange tot.“

Sein Lied gleicht jenen Träumen, in denen sich der Tag wiederholt, nur ferner, blässer, unbestimmter, eben in Zwie- und Mondlicht. Vor allem aber: die herzlichsten Eingebungen Eichendorffs tragen noch das zarte Dämmer, den grauen Duft des Un-, des Unterbewußten, aus dem sie soeben erst aufgestiegen scheinen, und davon empfangen sie den traumhaft unwirklichen Hauch und Schein:

33

15

Treppenhaus im Ledigenheim, Leipzig  
(1927). Arch. B DA. Albrecht Jaeger



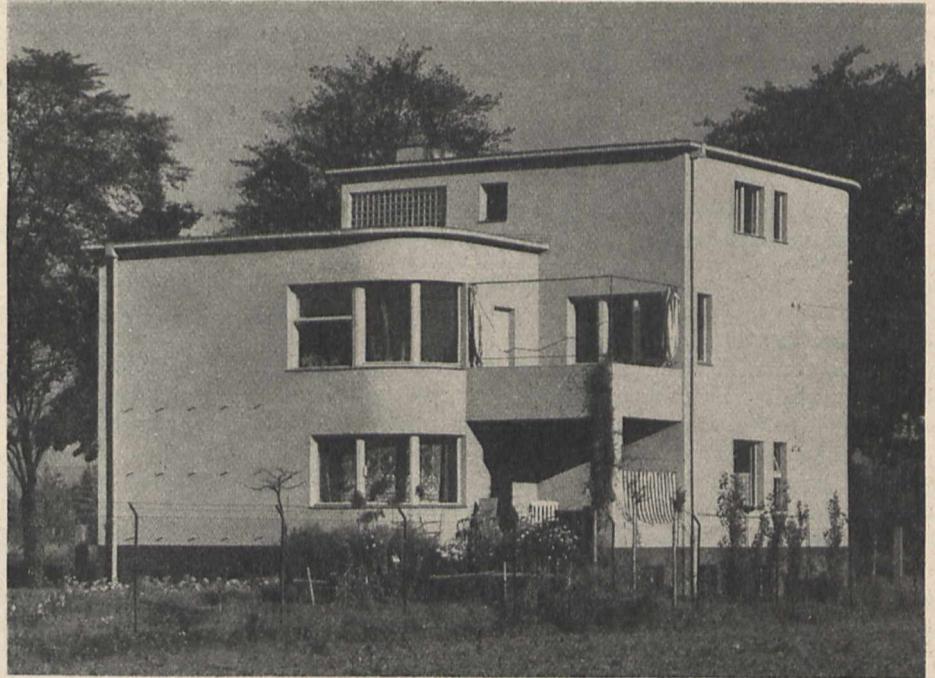
Phot. Bimpage

„Hat eine Zither gegangen  
An der Tür unbeacht't,  
Der Wind ist gegangen  
Durch die Saiten bei Nacht.“

Oder: „Nur eine frühe Lerche steigt,  
Es hat ihr was geträumet  
Vom Lichte, wenn noch alles schweigt,  
Das kaum die Höhen säumet.“

Oder: „Ich wünscht', es wäre schon Morgen,  
Da fliegen zwei Lerchen auf  
Die überfliegen einander . . .“

Man kann wohl sagen: die traumhafte Kraft in Eichendorffs Seele erwählt sich die wesens- und farbverwandten Halblight- und Mondstunden als Gleichnis; man kann auch sagen: die Halblight- und Mondstunden verlangen, um von ihm gestaltet zu werden, ein traumhaftes Licht. Aber es ist doch wohl so, daß des Dichters Wesen und jenes Wesen der Welt, das ihm gemäß ist, einander anziehen, daß er Traumstimmungen der Erde aufsucht und sie die Traumkräfte seiner Seele. Zwischen Seele innen und Stoffen außen besteht eine geheimnisvolle Verwandtschaft und Lockung; wie bei Eichendorff, so bei allen Dichtern, nach ihrer Art. Und vor allem der Eichendorffsche Ton: dumpf und doch licht; dämmerig und doch hell; fest und doch gedämpft; sicher und doch weich: es ist wirklich, als ob die Dinge ihm aus dem Traume reden. Und so, in wechselseitiger Bannung, liebt sein Gedicht alle undeutlichen, verworrenen Töne, — das Rinnen abseitiger Quellen, ein kaum hörbarer, undeutbarer Schuß, das Rauschen der Bäume —:



Phot. Klette

„Da rührt er seine Wipfel sacht  
Und redet wie im Traume.“

Wenn Eichendorff „Traum“ sagt, so schwebt ihm ein Schein vor Augen, wie er unserer Vorstellung von Gesicht, Schau, Vision entspricht. Wohl gestaltet Eichendorff nicht selten Unwirkliches: die „Loreley“ reitet durch den Wald, Elfen reigen, der Tod führt die Seele zu „letzter Heimkehr“, ein „unbekannter Gast“ erscheint bei dem ländlichem Ehepaar, aber auch wenn er Wirkliches gestaltet, liegt ein Schein von Unwirklichkeit über seinem Gedicht. Er kann gar nicht anders als visionär blicken. Er sieht wenig, und immer gesichthaft. Was den Eichendorffschen Baum von einem gewöhnlichen, selbst von dem eines realistischen Lyrikers, unterscheidet, ist eben der Gesichtsschein, der ihn wie ein Seelen-Mondlicht, wie ein Seelen-Nebelglanz umhüllt.

Was Eichendorff von der Welt sieht, eigentlich immer das Gleiche, ist sozusagen vorbestimmt durch sein inneres Gesicht. Er sieht gewissermaßen nur, was er schaut, und er schaut gewissermaßen nur, was er schon in sich trägt. Sicht und Gedicht schließen sich zusammen: gleichsam der gleiche Gegenstand, einmal konvex und einmal konkav gebildet. Die Erde, das Leben, die Wirklichkeit ist ihm nicht eigentlich wichtig, wichtig ist ihm sein Traum, sein Gesicht vom Leben. Und dies Gefühl wächst aus den gleichen Wurzeln wie sein katholischer Glaube: die Wahrheit, die eigentliche Wirklichkeit ist jenseits, das Leben nur ein Traum, aus dem wir zu einer höheren Wirklichkeit erwachen werden. Vielfältig leuchtet, nach vielen Seiten deutbar, das Wort: „Mein irres Singen hier

Ist wie ein Rufen nur aus Träumen.“

---

# RUNDSCHAU

---

## Musik

### Lert-Gastspiele in der Schlesischen Philharmonie — Oper und Schuloper Jungschlesien in der Komposition — Kultische Musik im Konzertsaal — Operette

Richard Lert wird in der Schlesischen Philharmonie eine Reihe von Direktionsgastspielen absolvieren. Schon nach dem ersten zeigte sich, daß diese Gastspiele nicht nur als künstlerische Angelegenheiten betrachtet und bewertet werden, sondern daß man sie zu kunstpolitischen Plänen in Beziehung setzt. Zu andern Zeiten würde man von berechtigter Fürsorge, vielleicht sogar von politischem Weitblick, der Gedeihen und Entwicklung unserer großen Kunstinstitute ins Auge faßt, sprechen. Heute ist ein Pläneschmieden, in dessen Mittelpunkt eine, wenn auch starke Persönlichkeit steht, überflüssig und nicht ungefährlich. Die Aufgaben der von der Lage geschaffenen Kunstpolitik sind zunächst durch die Voraussetzungen, die für das Weiterbestehen der Institute maßgebend angesehen werden müssen, begrenzt und bestimmt. Wir haben unsere finanzielle Souveränität verloren und sind völlig von dem Unterstützungswillen der zentralen Fürsorgestellen abhängig. Wofür gekämpft werden muß, das ist die Anerkennung des kulturellen Lebens im südöstlichen Grenzlande des Reiches. Durch Betonung von Personalfragen wird ein zwar nicht unwesentliches, aber augenblicklich noch nicht aktuelles Moment in die Kampfmethodik hineingetragen. Für die Oper und für die Philharmonie sichere Existenzgrundlagen zu schaffen, darauf kommt es zur Zeit an, auf nichts anderes. Die Zukunftsfrage, wer einmal an der Spitze der Breslauer Oper und der Schlesischen Philharmonie stehen soll, ist heute aus finanziellen und künstlerischen Gründen keineswegs zu entscheiden, und darum ist es müßig, sie zu erörtern. Die Publikumsbeliebtheit eines Dirigenten ist jedenfalls keine Basis (zum mindesten nicht die einzige) kunstpolitischer Orientierung. Wir sehen in den Lert-Gastspielen lediglich akute künstlerische Angelegenheiten. Der erste Abend zeigte wieder Lerts Neigung und Eignung für aparte Detailarbeit, die stets durch ihre Subjektivität interessiert und Hörer, die für solche Dinge besonderes empfänglich sind, begeistert. Die Lert-Programme werden eine größere Anzahl von Neuheiten bringen. Ob diese Novitätenpflege als Bekenntnisakt, also als Propaganda für eine bestimmte stilistische Richtung zu gelten hat oder ob sie mehr als Übersicht gedacht ist, läßt sich noch nicht sagen. Die „konzertierenden Episoden für Violine, Violoncello und Klavier mit Orchester“ von Paul Juon (vom Pozniamtrio glänzend gespielt) sind keine besonders starke Probe

neuzeitlichen Schaffens. Originell allenfalls die Form, der Inhalt schwacher Elektizismus.

Die sich gern mit dem Prophetenmantel Behängenden haben dem von Werfel inspirierten Verdikult ein schnelles Ende vorausgesagt. Nirgends sind Entwicklungen so unberechenbar wie beim Theater, weil es eigentlich beim Theater nur Einzelfälle gibt. Leitung, Ensemble, Psyche des Publikums und Einstellung (und Einfluß) der Kritik sind ebenso bestimmend wie das Werk selbst. Selbstverständlich werden Werte beansprucht, aber es ist schon so, wenn die Aufführung fortreißt, dann schwinden beim Durchschnittstheaterbesucher alle Bedenken, die dem Ästhetischen kaum zu nehmen sind. Man kann gegen „Simone Boccanegra“ eine Menge von Einwänden erheben, die Wiedergabe durch die Breslauer Oper war gut; diese Tatsache gewährleistete den Erfolg. Es ist erstaunlich, wie leicht die Operleute von Geblüt sich trotz Musikdrama und gesangwidriger Modernität auf den Stil der lediglich vom Vokalen lebt, einstellen. Schon von dem Standpunkte aus, daß es geradezu Pflicht ist, die niemals um ihre Bedeutung zu bringende Kultur der Menschenstimme zu pflegen, müßte die Opernleitung reine Gesangswerke im Repertoire halten. Leo Weiths Singen entzückt das anspruchvollste Ohr, Barbara Reitzner, Gerd Herm Andra und Wilhelm Hiller sind gleich wertvolle Gesangskräfte. Edith Holland, die für die erkrankte Frau Reitzner einsprang und die Amelia in kurzer Zeit lernte, überraschte durch eine gesanglich und darstellerisch sehr beachtliche Leistung. Karl Rudow gibt eine packende Charakteristik des Verschwörers Paolo. Einen Tenor mit ausgereiften Mitteln für den Vortrag italienischer Kantilenen besitzen wir zur Zeit nicht. Man muß sich mit den Naturalismen des Herrn Streletz abfinden. Es ist wenigstens reiches Material vorhanden. Den Gesang unterstützt das von Carl Schmidt-Belden temperamentvoll geführte, klangschön spielende Orchester vortrefflich, Werner Jacobs Regie ist im besten Sinne opernhaft — und in diesem Sinne völlig logisch — und Wildermanns Bilder geben einen wirkungsvollen szenischen Hintergrund. Ohne Einschränkung zu loben die von Justus Debelak einstudierten Chöre.

Wie verträgt sich das Geschwätz von der „unselig verstorbenen Oper“ mit der Neuschöpfung einer ganz neuen Opernform? Wir haben nun auch in Breslau die nicht ohne Skepsis empfangene „Schuloper“ er-

lebt. Das Realgymnasium zum Heiligen Geist und das Elisabeth-Gymnasium haben den „Jasager“ aufgeführt. Wenn auch die Aufführungen derartiger Werke in der Hauptsache als erzieherische Maßnahmen aufgefaßt werden — die Herren Wilhelm Sträußler und Rudolf Strauch sprachen das vor ihren Aufführungen unzweideutig aus — die Werke gehen doch über das Lehrhafte erheblich hinweg. Der „Jasager“ ist ein Kunstwerk, das seinen Zweck nicht nur darin erfüllt sehen kann, daß es studiert wird, daß es zu einem Studiumergebnis führt und ein Studiumerlebnis vermittelt. Diese Dinge sind ohne Zweifel von pädagogischem Wert. Aber die Aufführungen schaffen auch dem Hörer Erlebnisse, und damit werden sie zu einer künstlerischen Angelegenheit. Format, Tendenz und Aufführungsstil geben der Schulooper das charakteristische Gepräge, aber sie separieren sie nicht von der übrigen Kunst. Man hat in ihr eine Brücke zu sehen, über die junge Menschen in den Bannkreis musikalisch-dramatischer Kunst treten, und die Erwachsenen spüren die Kraft lebenerfüllten jungen Theaters. Mit Befriedigung, vielleicht sogar mit einigem Erstaunen dürften viele der Zuhörer die Resultate einer sachkundig geleiteten Musikerziehung betrachtet haben.

Einen außerordentlich zu begrüßenden Entschluß hat das Musikinstitut der Breslauer Universität gefaßt, indem es zwei jungen schlesischen Komponisten Gelegenheit gab, ihre Werke vor einem urteilsfähigen Publikum aufzuführen. Diese Gelegenheiten fehlen heut fast völlig. Ohne sie ist aber ein Ausreifen von Talenten kaum möglich. Schon in der Aufführung liegt eine Anerkennung, ganz gleich, wie sie ausgeht. Daß sich die jungen Menschen beachtet sehen, daß sich Künstler für sie einsetzen, daß ein Werte suchendes und findendes Auditorium den Schöpfungen Aufmerksamkeit schenkt, Lob und Tadel spendet und daß sich Beurteiler mit dem Wesen der Begabung befassen, um aufzumuntern und zu raten, das alles führt weiter. Josef Wagner besitzt als Pianist schon einen geachteten Namen, auch sein Schaffen wurde gewürdigt. Hans-Georg Burghardt war mir bisher unbekannt. Bei der Betrachtung der beiden Streichquartette kann ich einen markanten Wesensunterschied in der Inspiration nicht feststellen. Das besagt noch nicht, daß er überhaupt nicht vorhanden ist. Es besagt aber, daß beide Komponisten noch von ihrer Schulung abhängig sind, daß es ihnen noch an Kraft

und Mut fehlt, Abhängigkeiten zu durchbrechen. Wagner ist der Sichere. Ob er der Stärkere ist, wird sich erst erweisen müssen. Es wäre verfrüht, auf Grund der Lektüre der beiden Streichquartette Urteile zu fällen. Ich habe den Eindruck, daß Burghardt unter einer sehr sorgsam führenden Hand weiterarbeiten müßte, damit er nicht in Manieren fällt. Wagner ist ohne Frage stilistisch bewußter und somit der Persönlichkeitsentfaltung näher als sein Studienkamerad. Dem Streichquartett gegenüber zeigt die Sonate für Violine und Klavier von Burghardt auffällige Fortschritte. Die Linien sind freier, die Struktur ist klarer, durch die Form dringen hier und dort bemerkenswerte Inhalte. Die heiteren Variationen über das Volkslied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ von Wagner sind als gut gelungene Studienarbeit zu bewerten. Philharmonie und Singakademie hatten mit den Aufführungen der 9. Symphonie unter Dohrn wohlverdiente Erfolge. Sie stellten sich bei den Wiedergaben der Bachkantate: „Schauet doch und sehet“ und des Requiems von Mozart nicht in demselben Maße ein. Das lag nicht nur daran, daß es sich um kultische Werke handelte, die man in den profanen Konzertsaal trug — damit findet sich der größte Teil des Breslauer Publikums ohne Skrupel ab —, sondern es lag an der Aufführung selbst, besonders an den sonderbaren Tempi, zu denen sich Dohrn an diesem Abend bekannte.

Es ist erfreulich, daß sich die einheimischen Kammermusikensembles gegenüber den gastierenden ehrenvoll behaupten. Den starken Erfolg des Pozniaktrios im Konzert der Philharmonie erwähnten wir schon. Im Humboldtverein spielte das Hennigquartett in einer so feinen und abgeschliffenen Manier, daß die Hörer voll befriedigt wurden. Interessant ist die kammermusikalische Entwicklung der Pianistin Käte Sträußler. Zu der zuverlässigen Klavieristik ist eine prägnante Stilauffassung getreten, die sich auch beim Vortrag viel gespielter Kompositionen als etwas durchaus Selbständiges durchsetzt.

Mit den Operettenaufführungen ist das Stadttheater zur Zeit glücklicher als das Schauspielhaus. „Die Diva auf Reisen“ wird von einer recht matten Musik des aus Breslau stammenden, in Berlin früher sehr erfolgreich gewesenen Komponisten Kurt Zorlig begleitet. Weit mehr Charakter besitzt die Musik, die Königsberger zu dem „Spielzeug Ihrer Majestät“ geschrieben hat.

*Rudolf Bilke.*

## Theater

Vor kurzem ging in Berlin Marcel Pagnols „Marius“ unter einem neuen Titel in Szene. Die Berliner Kritik registrierte gewissenhaft die naheliegende Tatsache, daß das Stück seine Uraufführung in Paris erlebt habe. Von seiner ersten deutschen Aufführung in Breslau wußte man nichts. Nun ist Pagnols „Marius“

nicht gerade eine Ruhmestat, derentwegen man sich um Rechte der theatralischen Erstgeburt erhitzen müßte. Aber der Fall ist wieder einmal symptomatisch für die selbstherrliche Art, mit der man in Berlin die Theaterarbeit der „Provinz“ ignoriert, mit der man fremde Entdeckungen totscheidet und Anregungen

zwar geschäftstüchtig nützt, aber großzügig leugnet. Das geht seit Jahren so. Ferdinand Bruckner wurde zu allererst von Barnay auf die Bühne gebracht; „Krankheit der Jugend“ war im Herbst 1926 die Entdeckung und mutige Tat des Lobetheaters. Man erinnert sich, wie schon damals die Absage des zur Uraufführung eingeladenen Autors den ersten Stoff zum Rätselraten um seine Person lieferte. Dieses amüsante Frage- und Antwortspiel ist ja dann im vergangenen Jahre zu einer lebhaften Diskussion ausgewachsen und fand schließlich ein nüchternes Ende. Aber niemals während der ganzen Vorgänge hat für die Berliner theatralische Bonzokratie dabei der Name Breslau eine Rolle gespielt. Ähnlich war es bei Werfels „Paulus unter den Juden“, ähnlich bei den gleichfalls von Barnay zuerst gefundenen und gepflegten Stücken Frantisek Langers und Lernet-Holenias. Oft vergingen viele Monate, ehe ein Berliner Theater einen dieser Erfolge übernahm; dann aber bestimmt als höchst originelle Leistung und eigenstes Verdienst. Und da die Berliner Kritik sich selten die Mühe macht, provinziellen Vorarbeiten, seien sie auch bahnbrechend und entscheidend, mit einiger Sorgfalt nachzuspüren, so bleibt dem Reiche und dem Auslande gegenüber Berlin auch da „führend“, wo es geführt wurde. Die Fälle sind nicht zahlreich, in denen eine Provinzbühne Prioritätsrechte erwerben und bedeutende Erstleistungen schaffen kann. Gerade deshalb aber müssen wir verlangen, daß die Pionierarbeit bekannt bleibt

und nicht durch Unaufrichtigkeit verdunkelt wird. Wir leiden nachgerade genug unter dem Schatten Berlins, als daß wir ruhig zusehen könnten, wie gleichwertige und maßgebende künstlerische Originalarbeit aus reichshauptstädtischen Prestigegründen in ihrem Echo und ihrer dauernden Geltung unterdrückt wird. Wenn es schon unvermeidbar ist, daß Produktion und Vertrieb erst die Abstempelung einer Neuerscheinung durch Berlin als gültigen Kurswert betrachten, dann sollte man doch zumindest den mitführenden und wagemutigen Provinzbühnen die offene Anerkennung ihrer Entdeckungen und Erstleistungen nicht versagen. Für Breslau fordern wir das mit besonderen Gründen. Hamburg, Köln, München und Dresden haben immerhin noch andere und größere Möglichkeiten kultureller Propaganda; wir im Osten arbeiten unter ungleich härteren Bedingungen und mit sehr viel höherem Einsatz. Es ist daher für uns durchaus nicht gleichgültig, ob richtunggebende Versuche und Erfolge unserer Theater nach kurzer Wirkung vom Berliner Strudel aufgesogen und dann als höchst-eigene Entdeckungen der Berliner Prominenz proklamiert werden. Man weiß, wie schwer es ist, das Interesse des Westens und des Südens für unsere kulturelle Arbeit wachzuerhalten; um so mehr ist es nötig, aus der provinziellen Bescheidenheit hervorzutreten und zu verlangen, daß man respektiere, was eigene und erste Arbeit unserer Bühnen war und bleibt.

*Hans Hermann Adler.*

## Bildende Kunst

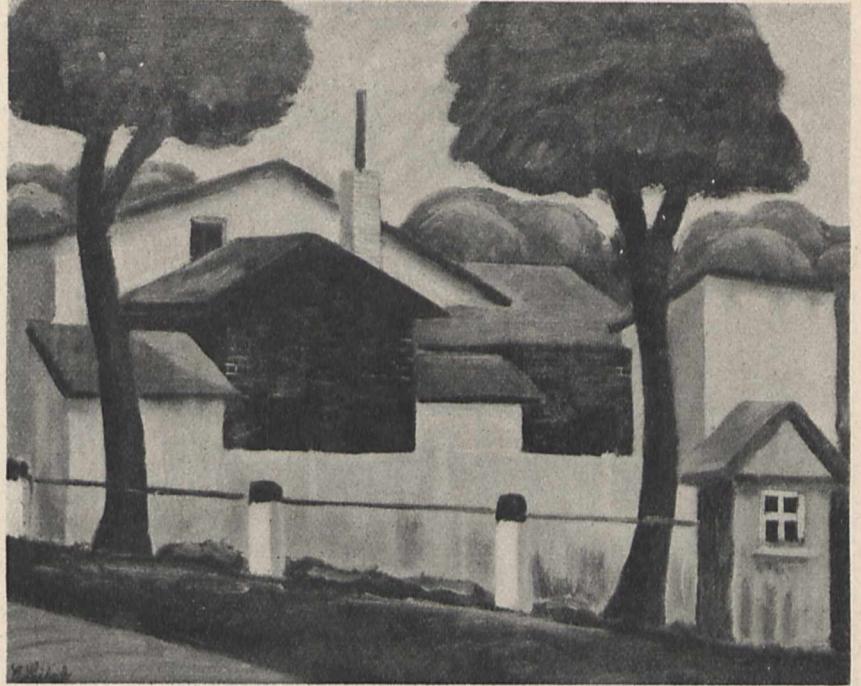
### Ausstellung des Künstlerbundes

Die Dezember-Ausstellung des Künstlerbundes in der Getreidemarkthalle macht diesmal einen besonders günstigen Eindruck. Der Hauptsaal vor allem wirkt so einheitlich in der Zusammenstellung der Formate und Farben; die hier aufgehängenen Bilder sind so durchweg gekonnt, daß man wieder einmal die Leistungsfähigkeit dieses Bundes vor Augen hat. Immer wenn man Gelegenheit nimmt, an anderen Stätten Deutschlands Ausstellungen zu sehen, wird man sich bewußt, daß diese schlesische Künstlergruppe hinter keiner des Reiches zurücksteht, ja an Gepflegtheit des Handwerklichen, an Durcharbeitung des Bildes bis zu der dem Künstler vorschwebenden Vollendung, den meisten überlegen ist. Dabei sind die Prominentesten diesmal nur lückenhaft vertreten. Moll, dessen Berliner Ausstellung an anderer Stelle dieses Heftes besprochen wird, fehlt ganz; Kanoldt ist nur mit einem älteren italienischen Stadtbilde, freilich mit einem Bilde von besonderer Harmonie, vertreten; Schlemmer zeigt nur ein paar kleine, höchst reizvolle Stücke; Mense sehr gekonnte, sehr raffinierte Zeichnungen; Molzahn zwei abstrakte Kompositionen, von denen das mit der Maske ein

groß geschaut, farbig sehr suggestives Werk ist. Gut ist von Paul Dobers der schlafende Knabe, dessen weiche Umrißführung und silberige Farbentstimmung so ganz mit der Traumstimmung des Themas übereinght.

Von den freien Künstlern bemerken wir mit besonders tüchtigen Leistungen Alfred Haberkamp, dessen Bild eines Gehöftes im Kolorit von klingender Süße ist; Georg Nerlich, dessen Stilleben in diesen Heften jüngst gewürdigt worden sind, Paula Grünfelds sehr sensible Kompositionen von einer hauchhaften Leichtigkeit und Zartheit des Kolorits. Petzoldt, von dem das Breslauer Museum soeben ein vorzügliches Herrenbildnis erworben hat, ist hier mit nicht auf gleicher Höhe stehenden Bildern zu Worte gekommen. Erich Leitgeb's Dorfbild hat in seiner gefestigten Haltung und farbigen Frische etwas ungemein Wohltuendes. Seine Gattin Gerta Stry-Leitgeb, ist noch suchender, aber in ihrem Stadtbild am Zoologischen Garten von einer Ausgewogenheit der Farbenklänge und einer Flüssigkeit des Bildauschnittes, die man höchst respektvoll betrachtet; Paschke, der Maler der Fohlen, hat nun auch einmal

**Erich Leitgeb: Das Dorf**



**Aus der Künstlerbund-Ausstellung, Breslau**

die jungen Kälber zum Thema erwählt und ist auch hier der Tiermaler von intimster Beobachtung, während seine Flächenbehandlung nach der Seite einer stärkeren Durchseelung zu steigern bleibt. Ressel, Kowalsky, Uttinger, Willy Braun, Grete Schmedis treten diesmal mit ihren Leistungen zurück. Man möchte von ihnen sagen, sie sind nicht so zeitgemäß, wie die vorher Genannten, und das heißt ja wohl nicht so gut. Denn, wenn auch der Künstler keineswegs

mit jeder neuauftretenden Richtung seinen Stil zu wechseln braucht, er kann auch mit seiner alten Weise durch irgendeine Veränderung in den Strom des augenblicklichen Geschehens treten. Mir scheint es einfach zum Sein des Künstlers hinzuzugehören, daß er auf die Zeit reagiert; und wo diese Reaktion verloren gegangen ist, da ist gewöhnlich die Lebendigkeit des Künstlers überhaupt leiser und schwächer geworden.

*Franz Landsberger.*

**Schlesische Künstler in Berlin**

Oskar Moll — Renée Sintenis.

Der Direktor der Breslauer Kunstakademie Oskar Moll zeigt im Kunstsalon Dr. Gold seine jüngsten Bilder. Vierundzwanzig Werke, fast ausschließlich 1930 entstanden, sind ausgestellt. Eine bunte Schau klarer, reiner Kompositionen in schönen Farben. Der Maler hat sich bedeutsam gewandelt, übrigens im Sinne durchaus konsequenter Entwicklung. Die Anregungen von Matisse sind kaum mehr zu erkennen. Das Sachlich-Körperliche ist gegen Molls frühere Bilder sehr zurückgetreten. Die Fläche dominiert. Ihre Einteilung in klare, einfache Komposition ist die Hauptaufgabe dieser neuen Werke. Von Braque ist ein starker Eindruck hergekommen. Verarbeitet und umgesetzt ist er besonders in den Stilleben spürbar. Blumen, antike Köpfe und Torsen, Früchte, Schalen und Krüge sind in schönen Gruppen zusammengestellt. Hin und wieder gibt es auch ägyptische Reminiszenzen. Stets sind mit feinem Geschmack klare, reine Farben nebeneinander gesetzt, Grün,

Hellblau, Braun, Weiß und Gelb am häufigsten. Die edle Farbigkeit ist es ja, die Molls Werke stets auszeichnete. Sie ist geblieben. Der Wandel des Künstlers liegt hauptsächlich in der Umwertung des Gegenständlichen, in der Verstärkung des kompositionellen Motivs und im Aufgeben des Körperlich-Plastischen zugunsten der Fläche. — Aber schon zeigen die allerletzten Werke einen Wandel in der Farbe. An Stelle der ganz klaren reinen Töne treten gebrochenerere, die — schwerer faßbar — doch ihren besonderen Reiz haben. Außer den Stilleben sieht man schöne Frauenporträts. Diese Bildnisse aber, ebenfalls stark in Fläche umgesetzt, werden durch deutliche Betonung des Beiwerks und der Nebenfarben auch fast zu Stilleben. Einige Erinnerungen an südliche Landschaften beschließen den Ring dieser Bilder.

Die Galerie Flechtheim stellt Werke einiger Künstlerinnen aus. Den großen Saal füllen Plastiken von Renée Sintenis. Die hervorragende schlesische



Paul Dobers: Schlafender Knabe

Aus der  
Künstlerbundausstellung Breslau

Bildhauerin brauchen wir nicht besonders zu loben. Jeder kennt und liebt ihre so überaus ansprechenden Arbeiten. Diesmal erregen zwei Bildwerke in größerem Format besondere Aufmerksamkeit. Da gibt es ein kniendes Reh, zart und anmutig wie alle Schöpfungen dieser Meisterin. Scheu wendet es den Kopf herum. Auch der Moment der Ruhe ist von lebhafter Bewegung durchzittert. Wieder ein Beweis, wie stark Renée Sintenis mit der Tierseele verwachsen ist. Sie kann ihre Sprache verstehen, möchte man meinen. Das zweite Werk ist die Daphne, fast anderhalb Meter hoch, aber an Zartheit und Lieblichkeit hat sich die Künstlerin beinahe selbst übertroffen. Es ist der erste Beginn der Verwandlung dargestellt. Überschlank strebt die Figur im Auftrieb leicht fließender Bewegung nach oben. Durch den vorgesenkten Kopf wird dieses Motiv gemildert. Mit feinsten Virtuosität ist in vielfältiger Nuancierung die Oberfläche behandelt. Der Zauber unendlicher Unschuld scheint über dem Ganzen zu schweben. Dieses Unschuldige kennzeichnet überhaupt das Werk der Sintenis. Die zierlichen

Kleinplastiken, meist junge Tiere, haben das in besonders hohem Maß. Neben einem springenden Böckchen steht ein sich umwendendes Kalb (vom Breslauer Museum erworben), ein graziös spielender Hund, ein anderer, der sich bellend auf die Hinterpfoten stemmt. So gibt es noch allerlei. Ein paar lagernde Rehe, verschiedene Fohlen, die noch kaum auf den Beinen stehen können. Köstlich, wie die Unsicherheit der jungen Tiere wiedergegeben ist. Neben einem bockigen und einem davoneilenden Fohlen sehen wir das in höchster Anstrengung dahinsprengende Pferd eines Polospielers in letzter Aktion. Sportsleute sind ein beliebtes Thema der Künstlerin. Außer einigen Boxern ist der Läufer Nurmi ausgestellt und ähnliche Arbeiten. Besonders erfreuen einige Radierungen der Sintenis; ebenso anmutig wie die Plastiken, strömen sie denselben Zauber aus. Auch die Themen sind ähnlich: Ein Sportsmann mit Hund, zwei Knaben, spielende Fohlen. Besonders sei noch ein edel stilisiertes Selbstbildnis hervorgehoben

Max Goering.

## Die neuerbaute katholische Kirche in Breslau-Zimpel



Arch. BDA. Kurt Langer

## Sport

### Winterbetrieb im schlesischen Sport

Der Großstadtmensch überwand den Winter. Die Furcht vor den „Unbilden des Winters“ ist heute eine belächelte Schwäche aus Großvaters Zeiten. Der Skisport brachte die Eroberung des winterlichen Gebirges, den Kampf mit Wetter und Gefahr, die unvergleichliche Stählung der Nerven. Und nun ist es allgemeiner Brauch geworden, den Sportbetrieb im Winter nicht einzustellen. Die Fußballer, die Hockeyspieler, die Handballspieler tummeln sich auch bei Schnee und Eis im leichten Dreß in heißem Wettkampf, die Schwimmer trainieren im Hallenbad.

Breslau hat sein Hallenschwimmbad erweitert, trotz der wirtschaftlichen Nöte. Der Andrang in den beiden bisher bestehenden Bassins war mitunter beängstigend; nachmittags das Tosen der Jugend, abends die trainierenden Vereine. Der verdienstvolle Direktor des Hallenbades, Herr Bennecke, hat nun die Absicht, eine Breslauer Schwimmschule ins Leben zu rufen, die den Nachwuchs fördern und neue Talente heranzubilden soll. Breslau soll wieder führend im Schwimmsport werden wie zu der Zeit, als Walter Bathe die Weltmeisterschaft gewann. Bisher brauchten wir uns aber mit unseren Spitzenleistungen keineswegs zu verstecken. Die beiden Breslauer Meister Schubert und Deutsch siegten noch im Dezember in Budapest gegen internationale Konkurrenz.

Im Fußballsport wird gegenwärtig der Kampf um die Breslauer Meisterschaft ausgetragen. Im vergangenen Winter mußten B. S. C 08 und Sportfreunde den Oberschlesiern weichen, in diesem Winter sind

zwei Breslauer Vereine, V. f. B. und 06, zu den Spitzenvereinen aufgerückt. Wir haben keinen übertragenden Verein mehr und können nicht darauf rechnen, daß wir in den Deutschen Meisterschaften eine Rolle spielen werden.

Mitte Dezember, recht spät, setzte Schneefall und Kälte ein. Im Gebirge bildete sich die Schneedecke, die nun hoffentlich bis Ostern halten wird. Weihnachten und Neujahr im Gebirge, das ist der Wunsch von vielen Tausenden. Der Wintersport ist heute nicht mehr exklusiv und teuer, dafür hat die Jugendbewegung gesorgt. Überall gibt es Massenlager und Skihütten für Jugendliche. Verwöhnt sind die Jungen nicht; einen Rucksack voll Lebensmittel schleppen sie mit, kochen selbst ab, machen ihr Bett selbst. Nur in einem sind sie anspruchsvoll: in der Technik des Laufens. Die alte gediegene norwegische Schule ist längst überholt, man hat eine neue individuelle Technik geschaffen, die sich zur alten verhält wie der Shimmy zum Wiener Walzer. Alle Arten des Springens spielen eine große Rolle: Sprung von der Schanze, über Hindernisse, Umsprung, Quersprung. Die Skier scheinen elastisch geworden zu sein und Federn in sich zu haben. Es ist aber die Elastizität einer Jugend die bei primitiven Ansprüchen an äußere Behaglichkeit Bewegung und Kampf in der Natur fordert.

Die Liste der offiziellen schlesischen Wintersportveranstaltungen liegt jetzt vor. Nach dem Höhepunkt des letzten Winters, den Deutschen Winterkampfspielen, erwarten wir, in dem Programm

neue Anregungen zu finden. Da ist vor allem ein Nachspiel zu den Winterkampfspiele, die Bobmeisterschaften am 7. und 8. Februar (Krummhübel), die im Vorjahre infolge des Tauwetters ausfallen mußten. Wenn wir weiter die Liste durchsehen, begegnen wir mehrfach einem in Schlesien neu eingeführten Sport, dem Eisschießen, das bei den Kampfspiele zum ersten Male in Krummhübel gezeigt wurde. Dieser Volkssport wird zweifellos seinen Weg durch ganz Schlesien machen, denn er ist nicht an das Gebirge gebunden und erfordert weiter nichts als eine kleine Eisfläche. Damit sind die Auswirkungen der Winterkampfspiele erschöpft. Die Eislaufbahn auf dem Kleinen Teich, diese unvergleichliche Naturbahn, wird wieder von Schneewehen zugedeckt sein. Die Kosten für die Freihaltung sind für Krummhübel zu hoch. Unsere beiden großen Wintersportplätze Krummhübel und Schreiberhau haben schwer unter der Not der Zeit zu leiden. Was not täte, wäre die Schaffung einer großen internationalen Sportwoche, die eine ständige Veranstaltung bleiben müßte. Man müßte einmal den Mut haben, an die Aufgabe heranzugehen, Wintersportkonkurrenzen mit klangvollem Namen zu schaffen, die in der Sportpresse des In- und Auslandes beachtet würden, und man müßte Sportgrößen von internationalem Können heranziehen. Das wäre auch eine wirksame Osthilfe, durch die man den schlesischen Bädern helfen könnte. Statt dessen

verliert man sich in kleineren Veranstaltungen und glaubt damit das Mögliche getan zu haben. Auch unter den Veranstaltungen von provinziellem Ausmaße ist eine Tendenz unverkennbar, die man sich im großen zunutze machen müßte. Einige Wettkämpfe sind heute traditionell geworden, sie haben einen einprägsamen Namen, und sie sind durch ihre ständige Wiederholung, wie man im Sportjargon sagt, „klassische Konkurrenzen“ geworden. Ich erwähne von diesen Veranstaltungen einige, die jedem Wintersportler geläufig sind: den Menselauf (Skilanglauf in Reinerz), den Eulesprunglauf (an der Grenzbaude), die Schlesische Skimeisterschaft mit den Stafelmeisterschaften (Liebau), die Deutsche Meisterschaft im Motorrad-Skijöring (Bad Flinsberg), den 11. internationalen 50-km-Skidauerlauf (Schreiberhau), die Osterläufe der Hampelbauden-Skizunft und als neue Veranstaltung, die gute Aussichten in sich birgt, die Ostdeutschen Akademischen Winterkampfspiele (Reinerz). Diese Namen haben etwas Einprägsames, sie sagen etwas über die Veranstaltung und ihren schlesischen Charakter aus. Wir müssen so weit kommen, daß wir eine große schlesische Wintersportveranstaltung von gleicher Klangwirkung schaffen, die nicht nur dem schlesischen, sondern dem deutschen Sport etwas bedeutet.

F. Wenzel.

## Schlesischer Wirtschaftsspiegel

### Niederschlesiens Montankrise

Die Illiquiditätserklärung der Waldenburger Bergwerks-A. G. der Stickstoffwerke A. G.-Waldenburg, der Oberschlesischen Sprengstoffwerke A. G. Ober Lazisk, die alle zu dem Konzern des Fürsten Pleß gehören, hat in der Öffentlichkeit stärkstes Aufsehen erregt. Eine eventuelle Stilllegung der Gustav-Grube in Rothenbach, Kreis Landeshut, der Sophie-Grube in Lehmwasser bei Waldenburg, der Wenzeslaus-Grube bei Neurode hatte bereits vorher von neuem sehr ernsthafte Befürchtungen für das Schicksal des niederschlesischen Montanreviers geweckt. Auf der Sophie-Grube sind rund 450 Mann zunächst gekündigt worden, auf der Gustav-Grube von insgesamt 1300 vorläufig fast 550 Mann. Für eine Aufrechterhaltung des Betriebes der Wenzeslaus-Grube scheinen im Augenblick der Abfassung dieses Berichts sehr wenig Aussichten zu bestehen, so daß rund 3000 Arbeiter und Angestellte hier erwerbslos werden würden.

Wenn auch diese Vorgänge in gewissem inneren Zusammenhang stehen, darf man sie doch nicht als einheitliche Erscheinung werten. Wenn die Niederschlesische Bergbau-A. G. (Niebag) die bekanntlich im Jahre 1927 aus dem Grubenbesitz der Oberkoks und der Rütgers-Gruppe gebildet wurde, Einschrän-

kungen ihrer Betriebe und Arbeiterentlassungen vornimmt, so ist das fast ausschließlich auf die von neuem gewachsenen Absatzschwierigkeiten für Kohle und Koks aus Niederschlesien zurückzuführen. Bei der Gustav-Grube wird z. B. erklärt, daß es unmöglich sei, die Kokshalden noch weiter zu vergrößern. Worauf die Absatzschwierigkeiten zurückgehen, ist hinlänglich bekannt. Die ungünstige Verkehrslage des Waldenburger Reviers läßt hier jeden Konjunkturrückgang sich noch bedeutend schärfer auswirken als etwa in Oberschlesien. Dazu kommen die bekannt schwierigen Abbauverhältnisse und die geringere Qualität der zwischen Waldenburg und Neurode geförderten Kohle. Allerdings scheint man auch im letzten Jahr manche nicht sehr glückliche Kalkulation angestellt zu haben. So z. B. bei Pleß, als man im vorigen Jahr auf der Sophie-Grube, um deren Stilllegung zur Zeit gekämpft wird, eine neue Trockenwäsche zu bauen begann, die erst Mitte 1930 in Betrieb genommen wurde und über 800 000 RM. gekostet haben soll. Es leuchtet ein, daß derartige Investitionen erhebliche Verzinsung und Amortisation kosten und, wenn man sie, kaum daß sie beginnen, produktiv zu werden, nicht mehr ausnützt, so gut wie völlig verlorenes Kapital darstellen. Bei der der

Elektrizitätswerk Schlesien A.-G. gehörenden Wenzeslaus-Grube scheint man ähnliche Fehler begangen zu haben. Obwohl immer wieder dargelegt wurde, daß die Grube seit langer Zeit unrentabel sei, hat man mit einigem Kostenaufwand eben erst die Haldenanlagen neu organisiert und vor allem eine neue Starkstrom-Überlandleitung errichtet, die sehr erhebliche Mittel in Anspruch nahm.

An dieser Stelle ist vor einigen Monaten die Einstellung des Betriebes des Wenzeslaus-Grube mit Rücksicht auf die in ihr ständig lauenden schweren Gefahren für den Bergmann gefordert worden. Es hat sich herausgestellt, daß der Einbau von neuen Grubensicherungsanlagen, die diese Gefahren nach menschlichem Ermessen ausschalten könnten, so hohe Summen erfordern würde, daß man von einer Rentabilität des Betriebes dann erst recht nicht mehr sprechen könnte. Es ist verständlich, wenn die Arbeiterschaft der Wenzeslaus-Grube und mit ihr die gesamte Bevölkerung des Neuroder Reviers, dessen größten industriellen Betrieb die Grube darstellt, aufs lebhafteste gegen die Stilllegungspläne Stellung genommen hat. Es war vorauszusehen, daß die in — selbst für heutige Zeiten — ungewöhnlicher Not sich befindlichen Bewohner des Gebietes, wenn sie sich vor die Alternative gestellt sahen: weitere gefahrvolle, unterbezahlte Arbeit oder völlige Untätigkeit mit die sehr geringen Löhne noch unterbietenden öffentlichen Unterstützungen, die Weiterarbeit wählen würden. Es ist selbstverständlich, daß die beteiligten Gemeinden und Kommunalverbände, die schon heute nicht wissen, wie sie den an sie gestellten übergroßen Anforderungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege gerecht werden sollen, sich gegen eine weitere so starke Belastung, wie sie die Versorgung von rund 3000 Erwerbslosen mit ihren Familien darstellt, aufs heftigste sträuben müssen. So ist es auch zu verstehen, daß man von Neurode aus an Preußen und das Reich die dringende Forderung richtete, den Betrieb der Wenzeslaus-Grube weiterzuführen, wenn ihre derzeitigen Besitzer dazu wirklich nicht mehr in der Lage sein sollten. Man hat mit diesem Verlangen die verantwortlichen Beamten in Reich und Staat in eine wenig angenehme Lage versetzt. Wie man auch in der Sache entscheiden mag, es wird immer subjektiv durchaus berechtigte Vorwürfe geben müssen. Wie die Dinge Mitte Dezember stehen, scheinen sich die Regierungsstellen entschlossen zu haben, mit Rücksicht auf die schweren Gefahren des Neuroder Bergbaues und die gerade jetzt besonders fernliegende Möglichkeit, auf lange Sicht so große finanzielle Verpflichtungen auf sich zu nehmen, von Staats wegen die Stilllegung der Wenzeslaus-Grube nicht zu verhindern. Man muß ja schließlich auch bedenken, daß zur Zeit eine ausgesprochene Überproduktion im Bergbau vorhanden ist und die wirtschaftliche und technische Entwicklung gerade

dahin geht, immer stärkere Einschränkungen der Steinkohlenförderung, nicht nur in Schlesien, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt, vorzunehmen.

Das Tragische der Situation liegt darin, daß man kaum eine Möglichkeit sieht, in absehbarer Zeit die auf solche Weise beschäftigungslos werdenden Arbeitermassen irgendwo unterzubringen. Die noch vor einem halben Jahr durchaus annehmbar klingenden Pläne des Aufbaues einer Qualitätsholzindustrie in dem Revier sind durch die katastrophale Entwicklung auf dem Holzmarkt bedeutend weniger erfolgversprechend geworden. Einen Privatunternehmer für ihre Durchführung zu finden, scheint völlig ausgeschlossen, und wenn die öffentliche Hand hier industrieschaffend eingreifen sollte, würde das mit Rücksicht vor allem auch auf die ungewöhnlich ungünstige Verkehrslage des Gebiets so erhebliche Anlagemittel und verlorene Zuschüsse erfordern, wie sie eben in einer Zeit, wo man trotz schärfster steuerlicher Maßnahmen, Gehaltsreduzierungen usw. kaum in der Lage ist, den Staatshaushalt zu balancieren, nicht vorhanden sind. Es scheint also zur Zeit eine andere Möglichkeit nicht vorhanden zu sein, als die brotlos gewordenen Menschen der Neuroder Gegend mit Unterstützungen solange knapp über dem Wasser zu halten, bis man an eine endgültige Lösung der Frage von Staats wegen herangehen kann. Der einzige Trost ist die Hoffnung, daß die Zeit bis dahin nicht allzu lang sein möge.

Als letzten Ausweg hat die Arbeiterschaft der Wenzeslaus-Grube den Plan erwogen, das Bergwerk in eigenen Betrieb weiterzuführen. Man wird das zwar als Gradmesser für die Stimmung des Reviers registrieren, aber leider kaum die Hoffnung haben dürfen, daß dieser Plan wird verwirklicht werden können.

Die Schwierigkeiten, die in der Plessischen Verwaltung entstanden sind, scheinen im wesentlichen andere Ursachen zu haben als die durch den allgemeinen Konjunkturrückgang und die Verkehrsschwierigkeiten als notwendig angesehenen Betriebs Einschränkungen bei der Niebag und der Wenzeslaus-Grube. In fast allen Tageszeitungen ist der „Fall Pleß“ bereits ausführlich behandelt worden, so daß hier ein nochmaliges näheres Eingehen auf ihn überflüssig scheint. Nicht von der Konjunkturseite, sondern von der Kapitalsseite her sind die Schwierigkeiten zunächst bei der Stickstoffwerke A.-G. Waldenburg, dann bei der Waldenburger Bergwerks-A.-G. und schließlich bei der Oberschlesischen Sprengstoffwerke A.-G. entstanden. Die Aktiven des Pleß-Konzerns werden auf mindestens 80 bis 100 Millionen geschätzt. Sie sind aber zu einem sehr großen Teil nicht realisierbar; angesichts der schlechten Lage der Landwirtschaft und des Waldbesitzes werden sie von den Banken auch nicht als ausreichende Kreditsicherheiten angesehen. Mit dazu beiträgt sicherlich die

Tatsache, daß außer den drei genannten Plessischen Gesellschaften der gesamte Besitz in Form von Fideikommissgütern organisiert ist, die bekanntlich noch schwerer beweglich sind als der Personalbesitz oder das Gesellschaftsvermögen. Es vollzieht sich bei Pleß anscheinend die gleiche Entwicklung, die schon vor längerer Zeit bei einem großen Teil des anderen alten schlesischen Magnatenbesitzes geschah, nur daß die Rückwirkungen in der gegenwärtigen schwierigen allgemeinen Situation bedeutend

stärker die Besitzer, ebenso wie die Gläubiger und die vielen durch Arbeit und Einkommen an dem Pleß-Konzern interessierten Existenzen treffen müssen. Es ist leider hier nicht mehr der Raum dazu, ausführlich die an dem Beispiel Pleß besonders deutlich zutage tretenden Wechselbeziehungen zwischen politischen und wirtschaftlichen Strömungen, zwischen feudalistischer Tradition und moderner Wirtschaftsentwicklung zu erörtern. Es wird dies Aufgabe eines besonderen Berichtes sein. *Darge.*

## Bücher

### Eugen Kühnemanns „Goethe“ \*)

Mit diesem „Goethe“ schließt Eugen Kühnemann die Reihe seiner Darstellungen großer Gestalten aus dem Reiche des deutschen Geistes ab, die er mit seinem „Herder“ als junger Mann begann, mit „Schiller“ und „Kant“ fortführte. Der „Goethe“ ist die Krönung. Mit berechtigtem Stolze darf der Verfasser sagen, diese sechs Bände bildeten ein einziges großes Werk mit dem Namen „Eine Erziehung zum deutschen Geiste“. In der Tat führt uns diese Buchreihe von den frühen, ganz wesentlichen Versuchen und Andeutungen des gewaltigen Anregers Herder auf die Höhe des deutschen Idealismus bei Schiller und über die grundlegende Geistesgroßtat Kants zu der reichen, allumfassenden Lebensfülle Goethes. Sie gibt so eine Zusammenschau, wie sie in gleich großzügiger, klarer, wissenschaftlicher und dabei durchaus allgemeinverständlicher Form sonst nicht zu finden ist. Der „Goethe“ ist die Frucht einer mehr als drei Jahrzehnte langen ernsten und stets sich fortentwickelnden Gedankenarbeit des Verfassers. Daß er ihn erst auf der Höhe des Lebens niederschrieb, ist eine glückliche Fügung. Denn nur ein ganz reifer Mensch, ein Mann, der nicht nur als Gelehrter die Weiten und Tiefen des geistigen Seins überschaut, sondern auch hellen Auges den bunten Wirbel des wirklichen Lebens genossen und geprüft hat, der zugleich auch einen starken Einschlag Künstlerblutes in sich trägt, vermag Goethe voll zu erfassen und sein Wesen und Wirken darzustellen. Da Kühnemann solch reiche Gaben besitzt, ist sein „Goethe“ selbst ein Kunstwerk geworden, nicht bloß ein gelehrtes Buch. Es nimmt eine ganz eigenartige Stellung in der ungeheuren Goetheliteratur ein. Es ist himmelweit entfernt von der früher üblichen rein biographisch-philologischen Art, die das Leben des Dichters haarklein berichtete und seine Schöpfungen nach allen Regeln einer jetzt überlebten Kunst zerpflückte, gleichweit entfernt auch von neueren und neuesten Auffassungen, die vor lauter Ideenreichtum und geistvollem Überschwang vom wirklichen Goethe nicht mehr allzuviel erkennen lassen. Sein

Sinn und Zweck ist es, in dienender Liebe, in ehrfurchtsvoller Bewunderung, in glühendem Wahrheitsdrang in die letzten Tiefen von Goethes Leben und Art einzudringen und sie uns, gestützt übrigens auf ein erstaunlich reiches Wissen, zu offenbaren. Und das gelingt ihm vortrefflich. Sein Grundgedanke ist dabei, den „Faust“ in den Mittelpunkt von Goethes Schaffen zu stellen und an ihm des Dichters Schaffen zu entwickeln; es ist ja so, daß jede der vier großen Schöpferzeiten Goethes mit einem Abschnitt des Dramas, zuletzt mit dem ganzen, endet.

Trotz des mächtigen Umfanges von über 1100 Seiten kann man das Werk ohne Ermüdung, ja mit Spannung lesen. Das liegt nicht nur an der glänzenden, sprühenden, hinreißenden und übrigens fast ganz fremdwortfreien Sprache, sondern auch an der Art, wie der Verfasser alles Tatsächliche, auch Altbekanntes, in neues Licht zu rücken, bildhaft und packend zu formen und oft genug neu zu deuten weiß. Aus der Fülle des Schönen und Gelungenen einige besonders feine Stücke herauszuheben, ist nicht leicht; auf jeden Fall gehören dazu die gehaltvolle Einleitung über den „Faustgedanken in seinem Wandel durch die Jahrhunderte“, die vorzügliche Erläuterung des Urfaust und der Gretchentragödie, die Auswertung der italienischen Reise, die Würdigung des ganzen „Wilhelm Meister“ und der „Wahlverwandtschaften“, die Schilderung von Goethes Lebenskunst. Von wesentlicher Bedeutung ist auch die ausführliche Erörterung der naturwissenschaftlichen Arbeiten und Schriften vor allem der „Farbenlehre“. Hier erfahren wir manches Neue, namentlich auch über die Auffassung dieser Betätigung Goethes, was selbst guten Kennern hochwillkommen und lehrreich sein wird. Der Höhepunkt ist die Erläuterung des zweiten Teiles des „Faust“.

Wer das Werk liest, wird mit Dank und großer innerer Bereicherung von ihm scheiden, und es wäre nur zu wünschen, daß es mindestens ebenso gute und freudige Aufnahme bei unserem Volke fände, wie sie Kühnemanns „Schiller“ zuteil geworden ist. Denn es ist ja nicht bloß ein großes literatur- und geistesgeschichtliches Werk, es ist mehr, es ist ein Stück wertvollster

\*) Leipzig 1930, Insel-Verlag, 2 Bände. 523 u. 595 S. In Leinen gebd. 24 RM.

Aufbauarbeit, weil es uns ein köstliches Bild von dem unsterblichen Wirken deutschen Geistes entrollt, und es ist zudem ein Buch des Trostes und der Hoffnung. Denn Faust ist ja die Verkörperung des deutschen Menschen und der deutschen Seele, und er ist der Führer zum letzten Ziel der deutschen Sehnsucht „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn“. — „Die wahre Freiheit aber umschließt die Liebe, die höchste Bildung, die Gemeinschaft und den Glauben.“  
H. Jantzen.

Hans Wahl: **Goethe im Bildnis**. Mit 102 Abbildungen. Leipzig 1930, Insel-Verlag. In Leinen 6,50 RM.

Im Anschluß an meine Würdigung von E. Kühnemanns „Goethe“ sei auch kurz auf das oben genannte Bilderwerk über Goethe hingewiesen. Denn es bedeutet eine sehr wertvolle Ergänzung zu jeder Goethebiographie, da es uns eine nahezu erschöpfende Vorstellung von dem Äußeren, dem Gesicht und der Gestalt des Dichters vermittelt. Aus der großen Fülle zeitgenössischer Bildnisse sind hier die 102 besten und schönsten mit feinem Verständnis ausgewählt und ganz vorzüglich wiedergegeben. Es handelt sich um Gemälde, Zeichnungen, Schattenrisse und Plastiken. Sie zeigen uns anschaulich und reizvoll die Entwicklung von Goethes Äußeren von früher Jugendzeit an bis zum Ende seines Lebens. Schon das Ansehen dieser Bilder ist ein reicher Genuß. Eine umfangreiche literatur- und kunstgeschichtliche Einleitung unterrichtet über alle notwendigen Einzelheiten, über die Sonderart und Bedeutung der Bilder wie auch über ihre Schöpfer.  
H. Jantzen.

\*

J. M. Leonard: **Das Leben des Karl Proteus Steinmetz**. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Nutt. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig. 1930.

Diese Biographie des Deutschamerikaners K. P. Steinmetz — er ist in Breslau geboren — ist eine der packendsten Lebensschilderungen unter den Bücher-

erscheinungen der letzten Jahre. Steinmetz ist in Deutschland wenig bekannt. Dabei steht sein Name neben Edison und Marconi in der Geschichte der Elektrizität, und man kann wohl sagen, daß es keine bekannte Erfindung auf diesem Gebiete gibt, mit der er nicht irgendwie verknüpft wäre. In Amerika war er eine der berühmtesten und meist besprochenen Persönlichkeiten seiner Zeit. Sein mathematisches Genie und sein Erfindergeist erwachsen in einem gnomhaften, abschreckend häßlichen Körper. Auf diese Abnormität ist vieles in seinem Lebensgang und seiner Charakterbildung zurückzuführen. — Das Buch ist in kurzen, schlagenden, fast anekdotischen Kapiteln aufgebaut. Die Charakteristik ist prägnant und grundsätzlich — manchmal vielleicht zu klar auf eine Formel gebracht — immer aber eindringlich und lebendig.  
A.

#### **Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt auf das Jahr 1931.**

Unter Mitarbeit der Vereinigung für Heimatschutz und Heimatpflege in Stadt und Kreis Grünberg und der Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt herausgegeben von der Kreisverwaltung Grünberg.

Wie jedes Jahr, so ist auch diesmal dieser reich illustrierte Kalender erschienen, der wieder mit großer Sorgfalt und Heimatliebe zusammengestellt ist und — wie jedesmal — einen schönen Beitrag zur Kulturpflege Schlesiens liefert.

**Grofschoftersch Feier-Abend 1931.** Heimatkalender. Herausgegeben von Robert Kaerger. Verlag Jenkner, Glatz.

Mit großer Heimatliebe zusammengestellt.

**Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgs-Vereins**, Sitz Hohenelbe, 1930. Im Auftrage des Hauptausschusses herausgegeben von Dr. Karl Wilhelm Fischer und Dr. Karl Schneider.

Enthält eine Reihe interessanter Aufsätze meist historischen Inhalts aus dem Riesengebirge.

#### **Ein Studio für neue Kabarettkunst in Breslau**

Man schreibt uns:

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Der Aufruf an die junge Generation, den Sie im vorigen Heft erscheinen ließen, veranlaßt uns, Sie zu bitten, an dieser Stelle einen Plan zu veröffentlichen, der gleichfalls die junge Generation betrifft. Es ist beabsichtigt, ein Studio für Neue Kabarettkunst unter der künstlerischen Oberleitung von Max Ophüls zu gründen. Alle jungen Talente (Komponisten, Sänger,

Musiker, Tänzer, Schriftsteller, Textdichter, Rezipitoren, Parodisten, Artisten, Bühnenbildner, Zeichner usw.), die der Kleinkunsthöhne neue künstlerische Möglichkeiten erschließen wollen, sind zur Mitarbeit aufgefordert. Die Eröffnung ist im Januar geplant: Anschriften unter Beifügung von Rückporto erbeten an:

#### **Studio für Neue Kabarettkunst**

Breslau 5, Gräbschener Straße 19/21.

p/A. stud. phil. Alfred Salzmänn.

#### **Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien**

Berichtigend wird uns mitgeteilt, daß das Kostümfest „Sprungbrett“ des Kunstgewerbevereins und der

Handwerker- und Kunstgewerbebeschule am 7. Februar im Frieberg stattfindet.

# Charles P. Steinmetz

## Der Gnom

Der bedeutendste Elektroingenieur Amerikas — in Breslau geboren!

Charles P. Steinmetz, dessen interessante Biographie von Jonathan N. Leonard wir unter den Buchanzeigen besprochen haben, war der genialste und erfolgreichste Elektroingenieur der General-Electric-Company im Staate New York und als solcher in ganz Amerika berühmt und bewundert. Dieser Mann mit dem überragenden Gehirn war von gnomhaftem Äußeren. Er wurde am 9. April 1865 als Krüppel in Breslau geboren. Der große Kopf auf seiner ungewöhnlich kleinen Gestalt, seine dünnen, langen Arme, sein Buckel, wirkten grotesk. Aber seine geistige Bedeutung leuchtete durch seine Zwerghaftigkeit. Nur manche Züge seines Wesens — besonders sein Humor — spiegeln das Unheimliche seines Körpers wieder. Hören wir, was sein Biograph darüber erzählt.

„Für die auf den zarteren Gefühlsschattierungen beruhenden feineren Formen des Humors hatte Steinmetz wenig Verständnis. Aber Aprilscherze und derbe Späße bildeten sein Entzücken. Ein Spaß brauchte, um ihm zu gefallen, nicht sehr kompliziert zu sein, und ein Lieblingstrick machte darum nicht weniger Spaß, weil er bei derselben Person schon zehnmal wiederholt worden war. Einer der führenden Männer der elektrischen Industrie in Schenectady soll etwa ein dutzendmal über dieselbe auf der Schwelle des Laboratoriums stehende kleine Kiste gestolpert sein. Diese Kiste war so gestrichen, daß man sie nicht sehen konnte. Der Mann konnte schon zum erstenmal keinen Spaß dabei finden und hielt die Geschichte beim zwölftenmal entschieden für einen Unfug, aber für Steinmetz blieb sie immer der gleiche Spaß. Er lachte jedesmal, wenn dieser Mann ins Laboratorium kam, selbst bei jenen seltenen Gelegenheiten, wo keine Kiste vorhanden war, über die er stolpern konnte. Steinmetz hatte sich noch nicht lange in seinem Laboratorium eingerichtet, als irgendein schlecht beratener Mitarbeiter ihm einen altmodischen Generator schickte. Er konnte ihn für seine Arbeit nicht gebrauchen, da es weit bessere Apparate zur Erzielung derselben Wirkung gibt, aber als Scherzinstrument wurde er sehr geschätzt. Von nun an konnte man täglich würdige Besucher von ihren Stühlen springen

oder lange Funken aus einem unschuldig aussehenden Türkнопf ziehen sehen. Steinmetz lud sogar sich selbst so mit Elektrizität, daß jemand, der ihm die Hand gab, einen Stoß erhielt.

Steinmetz war gegen Frauen gewöhnlich sehr ritterlich und respektvoll, aber einen Streich mußte er ihnen doch spielen. Er hatte auf einem Flur seiner Wohnung eine von jenen Quecksilberdampflampen angebracht, die die Dinge im Gewächshaus so häßlich machten. In der Nähe einer Tür war ein großer Spiegel eingelassen. Wenn Mädchen ins Haus kamen, die, wie Steinmetz annahm, besonders stolz auf ihre Schönheit waren, manövrierte sie Steinmetz sorgsam zu jener Tür und drehte die Lampe an. Sie sahen ihr Spiegelbild mit geisterhaft grüner Haut und tiefvioletten Lippen — sie sahen aus wie Leichen.

Steinmetz sagte, das bewiese, daß alles relativ sei.“ Von seinem eminenten Gedächtnis mag folgende Anekdote sprechen:

Eines Tages hatte er in der Fabrik seine Logarithmentafel liegen gelassen. Man bot ihm natürlich sofort an, sie ihm für seine Arbeiten aus der Stadt holen zu lassen und zwar so schnell wie möglich, damit ihm keine Zeit verloren ginge. „Laßt das nur“, sagte er. „Ich glaube, in Kenne diese Tafel auswendig. Aber ich habe schon wochenlang nicht mehr hineingesehen und du kannst sie morgen mitbringen, denn ab und zu kann mir doch einmal ein Fehler unterlaufen!“

Zum Schluß noch eine kleine Geschichte aus der Breslauer Jugendzeit, die seine Versessenheit in seine Studien beleuchtet. Als junger Mensch besuchte Steinmetz einmal eine Versammlung seines Vereins nahm aber ein Buch über Elektrizität mit, das ihn so brennend interessierte, daß er sich keinen Augenblick davon trennen wollte. Er las in dem Buche und vermochte es nicht wegzulegen, obgleich die Versammlung sehr wichtig war und große Entscheidungen verlangte. Zum Schluß kam der Vorsitzende auf ihn zu und gratulierte ihm zu der Wahl. Steinmetz, dessen Gedanken in anderen Regionen gewieilt hatten, war es vollständig entgangen, daß er inzwischen zum Vorsitzenden gewählt worden war.